1,50 DM / Band 130
Schweiz Fr 1,70 / Österr. S 12,-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Mr. Mondos Monster

Belgien F 28 / Frankreich F 3,80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65



Mr. Mondos Monster

John Sinclair Nr. 130

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 30.12.1980

Titelbild von Sebastia Boada

Sinclair Crew

Mr. Mondos Monster

Mit letzter Kraft stieß der Werwolf die Hintertür des Hauses auf. Er konnte sich kaum auf den Beinen halten, war erschöpft, erledigt, am Ende.

Sie hatten ihn erbarmungslos gejagt, doch er war ihnen entkommen. Vorerst…

Er taumelte eine Treppe hoch. Er brauchte ein neues Opfer. Unbedingt. Seine Flucht war nicht geplant gewesen, doch mit ihr begann ein Abenteuer, das uns zu Mr. Mondos Monsterclub und mich in einen Teufelskreis führte, aus dem es nach menschlichem Ermessen kein Entrinnen gab…

Mrs. Sarah Goldwyn liebte drei Dinge in ihrem Leben: Den Kaffeeklatsch mit ihren Freundinnen, die Gräber ihrer drei verstorbenen Männer und Horror-Romane!

Ja, letztere besonders.

Da war sie nahezu eine Expertin. Sie hatte alles im Regal stehen, was man sich denken konnte. Das fing bei E. T. A. Hoffmann an, ging über Edgar Allan Poe bis hin zu H. P. Lovecraft, einen schon moderneren Vertreter dieses Genres.

Sarah kannte alle Werke. Sie schmökerte mit Vergnügen. Besonders abends oder nachts, wenn die ersten Herbstnebel um ihr Haus strichen, dann hockte sie am Fenster, geborgen unter dem Schein der alten Stehlampe, und las.

70 Jahre zählte sie. Aber Jugend und Frische hatten sich in ihrem Innern noch erhalten, und sie hatte drei Männer überlebt, worauf sie besonders stolz war.

Arthur, ihr letzter, hatte ihr das kleine Haus vererbt, das sie nach dem Tod endlich nach ihrem Geschmack einrichten konnte. Ältere Möbel, hohe Regale, Teppiche, ein wenig Plüsch und eben Bücher über Bücher.

Da sie auch noch ein kleines Vermögen besaß, konnte sie es sich leisten, einen Diener zu halten.

Edgar, hieß der Knabe, und er sah aus wie eine Witzblattfigur. Etwas untersetzt, eine Halbglatze, und die noch verbliebenen Haare waren straff zu beiden Seiten des Kopfes bis an die Ohren gekämmt worden.

Edgar war das Mädchen für alles, und er machte seine Sache ausgezeichnet, ohne sich dabei zu überarbeiten. Daß er aus einem Zuchthaus kam, störte höchstens die Nachbarn, Sarah Goldwyn nicht. Sie gab jedem Menschen eine Chance.

Und sie kam gut mit Edgar aus, den sie sich richtig erzogen hatte.

Wenn sie daran dachte, wie er war, als er aus dem Zuchthaus entlassen wurde und dann bettelnd, mit dem treuen Hundeblick vor ihr stand, da hatte sie kurzerhand zugegriffen und ihn eingestellt. Jetzt arbeitete er schon über zwei Jahre für sie, und er hatte sich nie eines Vergehens schuldig gemacht.

Die kleine Uhr über dem Kamin schlug genau acht, als gegen die Tür geklopft wurde.

»Come in«, sagte Sarah Goldwyn.

Edgar erschien. In der rechten Hand trug er das Tablett mit der Kanne, der Teetasse und dem Kandis.

»Ihr Tee, Madam!«

»Bitte, stellen Sie ihn auf den Tisch.«

»Sehr wohl, Madam!«

Es war jeden Abend das gleiche. 20 Uhr war Tee-Ritual. Lady Sarah trank ihren Tee mit Genuß, ließ sich dabei eine halbe Stunde Zeit,

schaute aus dem Fenster und widmete sich danach ihrer Horror-Lektüre. Genau bis Mitternacht, da klappte die hagere Lady mit den grauen Haaren, dem länglichen Gesicht, der schmalen Nase und den lebhaft blickenden Augen das Buch zu und begab sich zu Bett.

Was ihr Butler machte, wußte sie nicht. Manchmal ging er weg, manchmal blieb er zu Hause. Er schlief unter dem Dach. Auf dem Speicher hatte Lady Sarah ihm einen Raum abtrennen lassen.

Edgar schenkte den Tee ein. »Ist es so recht, Madam?«

»Sehr.«

Edgar richtete sich auf. »Wünschen Sie noch etwas?«

»Danke, Edgar, Sie können gehen.«

»Sehr wohl, Madam.« Er verbeugte sich leicht. »Ich wünsche Ihnen eine Gute Nacht.«

»Danke, Edgar. Ihnen dasselbe. Und vergessen Sie das Bad morgen früh nicht.«

»Nein, Madam, ich werde daran denken.«

Es waren immer die gleichen Worte, die zwischen den beiden gewechselt wurden. Edgar ging. Lautlos näherte er sich der hohen Tür, verbeugte sich dort und verschwand.

Lady Sarah aber griff zur Teetasse. Das hauchdünne Porzellan sah sehr zerbrechlich aus. Sie faßte es vorsichtig an, hob die Tasse an die Lippen und trank.

Dieses begleitete sie mit einem solchen Schlürfen, daß einem empfindlichen Menschen eine Gänsehaut über den Rücken rinnen mußte. Nach den ersten beiden Schlucken stöhnte die Lady auf und leckte sich die Lippen. Jetzt war niemand da, auf den sie Rücksicht zu nehmen brauchte, sie konnte sich so geben, wie sie wollte.

Dann beugte sie sich zur Seite, streckte ihre Hand aus und nahm die Blechschachtel mit den Zigarillos von der Fensterbank. Rauchen war ihr heimliches Laster, und sie freute sich diebisch, wenn irgendeine Freundin sie mit einem Zigarillo zwischen den Lippen erwischte.

Mit einem Streichholz zündete sie es an.

Genüßlich paffte sie ein paar Rauchwolken, die sich zwischen die auf der Fensterbank stehenden Topfblumen verteilten und sie umwölkten.

Lady Sarah schaute nach draußen. Edgar hätte schon weg sein müssen, aber anscheinend hatte er an diesem Abend keine Lust, das Haus zu verlassen.

Hinter dem kleinen Vorgarten führte die Straße vorbei. Eine ruhige Lage hier in Mayfair. Die Wagen, die ankamen, gehörten sowieso den Anwohnern.

Sie nahm wieder einen Schluck Tee. Jetzt war die Tasse leer, und sofort schenkte Lady Sarah nach. Dabei fiel ihr Blick auf den neuesten Horror-Roman, den sie lesen wollte.

Es war eine Werwolf-Geschichte und von einem Amerikaner

geschrieben. Schon das Titelbild ließ erkennen, was den Leser erwartete. Junges Mädchen gegen die Bestie.

Eine uralte Geschichte, aber immer noch aktuell. Die Schöne und das Biest. Sogar bei King Kong schon verbraten.

Sie trank wieder einen Schluck. Dabei fiel ihr ein polterndes Geräusch auf.

Lady Sarah runzelte die Stirn, stellte die Tasse weg und beugte sich vor.

Sie lauschte.

Das Geräusch wiederholte sich nicht.

Vielleicht hatte ihr Butler sich ungeschickt benommen und etwas umgeworfen.

Konnte ja vorkommen…

Jetzt hatte sie es eilig. Hastig leerte sie ihre Tasse und griff nach dem Buch.

Die Lesebrille hing vor der Brust. Sie setzte sich die beiden Gläser auf und begann zu lesen. Aufgeregt huschte die dünne Zunge über die schmalen Lippen, schon die ersten Seiten des Buches faszinierten sie. Da wurde tatsächlich ein blondes Mädchen von einem Werwolf durch einen Wald gehetzt.

Es war spannend geschrieben, Lady Sarah zitterte um das Leben des Mädchens, und auf ihrer Oberlippe bildete sich ein feiner Schweißfilm. Sogar ein wenig Asche fiel auf die Seiten. Es machte ihr nichts aus, sie blies das Zeug kurzerhand auf den Teppich.

Der Werwolf gab kein Pardon, er bekam das Mädchen zu packen und tötete es auf schreckliche Weise.

»Bestie!« knirschte die alte Dame. »Wenn ich da gewesen wäre, dann hätte es…«

Sie verstummte.

Ein klagendes Geräusch war an ihre feinen Ohren gedrungen. Es hatte sich angehört wie das Jaulen eines Hundes.

Lady Sarah ließ das Buch sinken und nahm die Brille ab. Hatte sie sich getäuscht? Oder war das Geräusch tatsächlich in ihrem eigenen Haus ertönt?

Sekunden vergingen.

Dann wieder. Ein Heulen, diesmal jedoch leiser und dünner.

Aber es gab keinen Zweifel, das war in ihrem Haus gewesen, war von oben her aufgeklungen.

»Das ist doch nicht möglich«, murmelte die alte Dame und streifte die Decke von ihren Knien, bevor sie das Buch auf die Fensterbank legte und aufstand.

So leise wie möglich schritt sie zur Tür, öffnete und legte ihr Ohr an den Spalt.

Das Geräusch wiederholte sich nicht. Im schmalen Treppenhaus blieb

alles ruhig.
Eine Täuschung?
Sarah Goldwyn glaubte nicht daran. Was sie gehört hatte, das hatte sie gehört.
Und jetzt wollte sie es genau wissen.
Sie ging einen Schritt zurück, blieb neben der schmalen Kommode stehen und öffnete die oberste Schublade. Dort räumte sie zwei Tischdecken zur Seite und schaute auf die alte Armee-Pistole, die ihr Harry, ihr zweiter Mann, hinterlassen hatte. Diese Waffe hatte sie in Ehren gehalten und immer sehr gepflegt. Die Waffe war geladen, und Lady Sarah konnte auch damit umgehen, denn im Keller hatte sie oft genug geübt. Dort hörte und sah sie niemand, da konnte sie ruhig schießen.
Sie warf einen Blick auf die Waffe, nickte zufrieden, zog die Tür weiter auf und ging in den Flur.
Links ging es zu den Wirtschaftsräumen. Dort befanden sich die Küche und ein Abstellraum. Gegenüber jedoch begann die schmale Stiege mit ihren Holzstufen, die nach oben führten.
Dort lagen ihr Schlafzimmer und das Bad. Noch eine Etage höher schlief Edgar. Da waren die Wände bereits schräg, doch Edgar hatte im Zuchthaus gelernt, in viel engeren Buden zu hausen, so daß ihm sein Zimmer wie ein kleiner Palast vorkam.
»Edgar!« rief die Lady.
Sie erhielt keine Antwort und runzelte die Stirn. »He, Edgar, melden Sie sich!«
Abermals blieb es stumm.
»Sehr ungewöhnlich, in der Tat sehr ungewöhnlich«, murmelte die Lady mit dem spröden englischen Charme. Sie verspürte keine Angst. In meinem Alter hat man das einfach nicht mehr, pflegte sie immer zu sagen. Da ist der Sensenmann sogar ein Freund, und wenn er kam, um ihr die Hand zu reichen, würde sie zupacken.
So wie jetzt, als sie ohne zu zögern die Stufen der alten Treppe hochschritt.
Sie hielt sich immer eng an der Wand, damit der Sichtwinkel besser war und sie schon den nächsten Absatz sehen konnte.
Es blieb still über ihr. Nur ihre eigenen Schritte waren zu hören.
Aber sie hatte das Geräusch sehr deutlich gehört. Dieses Jaulen, wie bei einem Werwolf.
Irgend etwas stimmte da oben nicht. Ob Edgar sich da etwas erlaubt hatte?
Eigentlich nicht. Er war froh, daß er bei Lady Sarah arbeiten konnte.
Sie erreichte die erste Etage und blieb dort stehen. Wieder rief sie den Namen ihres Butlers, und wiederum bekam sie keine Antwort.
Jetzt mußte Edgar sie aber hören.

Er schien taub zu sein.
Die Lady überlegte. Gern besuchte sie ihn ja nicht auf seinem Zimmer. Das schickte sich nicht für eine ältere Dame, sie dachte da sehr konservativ, aber in diesem Fall wollte sie mal eine Ausnahme machen und über ihren eigenen Schatten springen.
Deshalb ging sie weiter.
Die Stufen knarrten unter ihren Schuhen. Hier oben lag kein Teppich. Lady Sarah ließ den Absatz hinter sich, erreichte den zweiten, ging die ersten drei Stufen und blieb plötzlich wie vor eine Wand gelaufen stehen.
Vor der Zimmertür hockte jemand am Boden.
Lady Sarah hob die Waffe. »Wer sind Sie?« fragte sie. »Los, sagen Sie etwas!«
Sie bekam keine Antwort.
»Dann eben nicht, mein Lieber«, flüsterte die alte Dame und schritt weiter.
Vor der zusammengesunkenen Gestalt blieb sie stehen. Es war Edgar, ihr Butler. Jetzt erkannte sie ihn.
Sie knipste das Licht an. Die trübe Birne an der Decke reichte gerade aus, um die Stufen zu beleuchten. Die Lady wechselte die Armee-Pistole in die linke Hand und faßte mit der rechten nach der Schulter ihres Butlers.
Da spürte sie schon die Feuchtigkeit an ihren Fingerspitzen. Sie zog die Hand zurück, schaute sie sich an und erschrak.
Das war Blut!
Edgars Blut.
Im selben Augenblick fiel Edgar zur Seite. Sein Kopf rutschte nach hinten, die leeren Augen starrten gegen die Decke, und die Lady erkannte mit Entsetzen, daß ihrem Butler nicht mehr zu helfen war.
Man hatte ihm die Kehle durchgebissen!

***

Sarah Goldwyn schrie nicht und verfiel auch nicht in Panik. Sie zitterte nur, das war ihre einzige Reaktion. Wie im Roman, dachte sie. Der arme Edgar.
Es kam ihr jetzt zugute, daß sie so zahlreiche Gruselromane gelesen hatte, und sie erinnerte sich genau an das Heulen, das sie vernommen hatte.
Ein Werwolf steckte im Haus!
Für die Frau gab es keinen Zweifel. Ihr Blick glitt über die Leiche hinweg, bis zur Zimmertür, die zu Edgars Wohnung führte.
Die Tür stand offen!
Jetzt überlegte Sarah genau. Sie hatte die Waffe, aber wenn sich wirklich ein Werwolf in ihrem Haus aufhielt, konnte sie mit normalen

Kugeln nicht viel anfangen. Um Werwölfe zu töten, mußte man schon eine Spezialmunition verschießen.
Zum Beispiel geweihte Silberkugeln.
Die allerdings besaß sie nicht.
Was also tun?
Da Lady Sarah in ihrem Leben noch nie große Angst verspürt hatte, klopfte ihr Herz kaum schneller, als sie die Leiche vorsichtig passierte und auf die Tür zuschritt.
Ein paar Sekunden blieb sie noch stehen, bevor sie durch den Spalt peilte.
Auf dem Speicher war alles dunkel.
Oder nicht?
Sie schaute genauer hin, und ihre Augen weiteten sich unmerklich. Sie hatte etwas entdeckt.
Zwei gelbe Punkte.
Etwa in Kopfhöhe starrten sie auf die Tür.
Jetzt wurde es der alten Lady doch etwas mulmig zumute. Trotzdem verlor sie nicht die Nerven. Sie griff sogar mit der linken Hand in den Spalt hinein und zog den von innen steckenden Schlüssel aus dem Schloß. Dann drückte sie die Tür zu und schloß hastig von außen ab.
Sie atmete auf.
Das wäre geschafft.
Plötzlich merkte sie, daß ihr der Schweiß auf der Stirn stand.
Ganz spurlos waren die letzten Minuten doch nicht an ihr vorübergegangen.
Kein Wunder, sie war ein Mensch und keine Maschine.
Sarah Goldwyn schritt die Stufen wieder hinab und warf noch einen letzten, abschiednehmenden Blick auf ihren toten Butler.
»Das hast du nicht verdient, Edgar«, flüsterte sie. »Aber keine Angst, ich werde dich rächen. Dein Tod bleibt nicht ungesühnt.«
Die Worte hörten sich aus dem Mund der alten Dame seltsam an, doch sie waren sehr ernst gemeint.
Mit etwas weichen Knien schritt sie hinunter ins Erdgeschoß, wobei sie die Rechte auf den Handlauf des Geländers legte. In der Linken hielt sie die Pistole.
Auf halber Strecke hörte sie wieder das Heulen.
Die Lady zuckte zusammen. Es wurde Zeit, daß jemand den Werwolf ausschaltete. Auf keinen Fall durfte es ihm gelingen, die Tür aufzubrechen.
Dann war sie verloren.
Sie erreichte den kleinen Flur, wo auch das Telefon auf der Kommode stand.
Die Nummer des nächsten Reviers kannte sie auswendig. Sie wählte. Ein ihr bekannter Polizist hatte Nachtdienst und meldete sich.

»Hier spricht Mrs. Goldwyn«, wagte sie. »In meinem Haus liegt ein Toter. Der Mörder befindet sich ebenfalls noch hier. Es ist ein Werwolf. Bringen Sie eine Pistole mit geweihten Silberkugeln mit, wenn Sie vorbeikommen.«

Der Polizist hörte zu und bekam große Augen.

»Hä?« machte er, aber da hatte die Lady schon aufgelegt.

Der zweite Beamte hob den Kopf. Ihm war die Reaktion seines Kollegen nicht entgangen.

»Was war denn?«

Der Beamte erzählte.

»Die spinnt«, sagte sein Kollege nur. »Ich kenne die Alte, das ist die mit dem Horror-Tick.«

»Ihre Stimme klang aber ernst.«

»Ach, hör auf.«

»Weißt du, was ich mache?«

»No.«

»Ich rufe beim Yard an. Dort soll doch solch ein Bursche sitzen, der sich um diese komischen Fälle kümmert. Sinclair heißt er, wenn ich mich nicht täusche.«

»All right, Barry«, sagte sein Kollege. »Du kannst ja anrufen. Ich will mich nicht lächerlich machen…«

***

Mich riß der Anruf der Zentrale zwar nicht aus dem Bett, aber er störte mich beim fernsehen. Ich hatte die Beine hochgelegt, die Flasche Bier neben mir stehen und wollte mal in die Glotzkiste schauen, wo es einen Krimi mit Bogart gab.

Dann kam der Anruf.

Ich hörte zu und ließ mir die Nummer des Reviers geben, der den Anruf entgegengenommen hatte.

Der Beamte erzählte mir, was er gehört hatte.

»Haben Sie schon etwas unternommen?« hakte ich nach.

»Nein.«

»Warum nicht?«

Er lachte etwas gekünstelt. »Wissen Sie, wir bekommen hier oft verrückte Anrufe und sind schon oft genug reingelegt worden.«

»All right, ich werde nachschauen«, sagte ich und hängte ein.

Bogart ade. Ich schaltete den Fernseher in dem Moment aus, als Bogie zur Sache ging. Das war noch ein Held, der steckte kaum Nackenhiebe ein. Bei mir war es anders. Noch jetzt klebte das Pflaster auf meiner Hüfte. Der Zyklop des Teufels hatte mir die Verletzung beigebracht, als ich mit ihm im Keller eines Moorhauses auf Leben und Tod kämpfte.

Am gestrigen Tag erst war ich aus Germany zurückgekehrt und hatte

meinen Bericht geschrieben, den Sir James Powell, mein Vorgesetzter, verschlossen hatte.
Ich zog mir die Jacke über und steckte meine Silberkugel-Beretta ein. Das Kreuz trug ich sowieso bei mir. Dann überlegte ich, ob ich Suko Bescheid geben sollte, ließ es aber bleiben. Diese kleine Sache schaffte ich auch allein.
Es sollte einer der größten Irrtümer meines Lebens werden…
Ich fuhr nach unten, wo der Bentley in der Tiefgarage parkte.
Allein ging ich durch den riesigen Komplex. Das Tor zur Ausfahrt war schon verschlossen. Ich besaß wie alle Hausbewohner die Codekarte, steckte sie in einen Schlitz an der Säule, und das Tor hob sich langsam.
Ich hatte freie Fahrt.
Draußen nieselte es etwas. Das Sommerwetter schien vorbei zu sein. Der September zeigte sich jetzt, wie er eigentlich immer war.
Ein wenig launisch.
Die Wischer schaltete ich auf langsame Gangart und drehte das Radio an.
Tanzmusik begleitete mich auf der Fahrt nach Mayfair. Ich passierte die südliche Grenze von Soho und gelangte zum Piccadilly Circus, den ich zur Hälfte umrundete, um in die Regent Street einzubiegen. Hier machten die Lichter die Nacht zum Tag. Man konnte diese Gegend auch als das Herz Londons bezeichnen.
Die Anruferin, sie hieß Sarah Goldwyn, wie man mir gesagt hatte, wohnte in der Gegend der Royal Academy, einem alten, etwas vornehmen Viertel. Wer hier lebte, gehörte wirklich nicht zu den Armen im Lande. Mayfair war noch immer ein Sammelbecken für Bürgerliche und Konservative.
Sollten sie…
Viel Verkehr herrschte bei diesem Wetter nicht. Er wurde noch spärlicher, als ich von der Regent Street in die Burlington Godness Vigo Street abbog, einer reinen Wohnstraße, wo es noch Bäume anstelle von Parkplätzen gab.
Hier irgendwo mußte es sein.
Ich kannte zwar London, aber jede Straße war auch mir nicht geläufig. Ich stoppte, schaltete die Innenbeleuchtung ein und suchte auf dem Stadtplan nach.
Drei Ecken weiter wohnte die alte Dame. Daß sie nicht mehr zu den Jüngsten zählte, hatte man mir auch berichtet.
Eine Minute später rollte der Bentley in die schmale Straße. Im Schrittempo fuhr ich weiter und suchte die Hausnummern ab. Manche waren beleuchtet, so daß ich mich orientieren konnte.
Vor dem Haus Nummer 22 bekam ich keinen Parkplatz und fuhr ein paar Yards weiter, wo ich meinen metallicfarbenen Wagen dann

abstellen konnte.

Als ich ausstieg, sprühte mir der feine Regen ins Gesicht. Zum Glück hatte ich es nicht weit, mußte einen Vorgarten durchqueren und stand schließlich vor dem schmalbrüstigen alten Haus, das einen verwaschenen grünen Anstrich zeigte.

Hinter dem Fenster im Erdgeschoß bewegte sich die Gardine. Ein blasses Frauengesicht erschien.

Ich winkte und blieb vor der Tür stehen, die spaltbreit aufgezogen und dann durch eine Kette gehalten wurde.

»Sie wünschen?« fragte mich eine etwas kratzig klingende Frauenstimme.

»Mein Name ist John Sinclair. Ich bin von Scotland Yard.«

»Darf ich Ihren Ausweis sehen?«

»Sicher.« Ich reichte der alten Dame das Dokument. Sie verschwand damit, ließ mich im Regen stehen und kam nach etwa einer halben Minute zurück.

Die Kette klirrte, als sie aus der Halterung fiel. »Kommen Sie rein, junger Mann.«

Ich putzte mir die Schuhe ab und betrat das Haus. Da bekam ich meinen Ausweis zurück.

»Warum haben Sie eigentlich die Mordkommission nicht mitgebracht?« fragte mich die Frau.

»Wieso? Mußte ich das?«

»Mein Butler ist von einem Werwolf getötet worden. Ich hoffe doch sehr, daß Sie wenigstens eine Waffe mit Silberkugeln bei sich tragen, Mr. Sinclair.«

»Ja.«

»Dann ist es gut.«

Die alte Dame überraschte mich wirklich. Irgendwie erinnerte sie mich an eine Filmschauspielerin, die in dem Streifen Ladykillers mitgespielt hatte.

Mrs. Goldwyn war ziemlich hager, trug das graue Haar als Knoten im Nacken gebunden, hatte ein faltiges Gesicht, aber hellwache Augen und einen verschmitzten Zug um beide Mundwinkel.

»Woher wissen Sie das denn mit den Silberkugeln?« fragte ich sie.

»Ich lese sehr viele Horror-Romane und kann mich durchaus als Expertin bezeichnen.«

»Aha.« Ich mußte lächeln, wurde aber schnell wieder ernst, als ich sagte: »In Ihrem Haus liegt also eine Leiche.«

»Ja, und diese Idioten von Polizisten haben mir nicht geglaubt. Schrecklich borniert, die jungen Männer von heute. Sie natürlich ausgenommen.«

»Danke.« Eine gute Meinung schien sie nicht von der Polizei zu haben.

»Bitte, kommen Sie mit, Oberinspektor. Sie sollen sich alles ansehen.« Während dieser Worte griff sie in die rechte der beiden großen Kleidertaschen und holte eine Armee-Pistole hervor.

Ich bekam große Augen. »Woher haben Sie denn die Waffe?«

»Ein Erbstück meines zweiten Mannes.«

Nach dem Waffenschein fragte ich gar nicht erst, sondern erkundigte mich, ob sie Witwe sei.

»Dreimalige, Oberinspektor. Ich habe sie alle überlebt, stellen Sie sich das vor, und die drei Männer sind eines natürlichen Todes gestorben.«

»Ich hatte auch nichts anderes angenommen.«

»Man weiß ja nie. Ihr von der Polizei seid schon komisch. Vor allen Dingen mit den Revier-Bullen kann man schlecht zusammenarbeiten. Die sind so überheblich. Hoffentlich finde ich das bei Ihnen nicht auch. Wenn wir hier fertig sind, trinken wir eine Tasse Tee miteinander. Einverstanden?«

»Einverstanden, Mrs. Goldwyn. Aber wo liegt die Leiche, von der Sie gesprochen haben?«

»Ja, der gute Edgar, mein Butler. Ihn hätte ich doch bald vergessen. Da sehen Sie mal, wie schnell der Mensch doch den anderen aus dem Gedächtnis streicht. Ich will mich davor hüten und besuche fast jeden Tag die Gräber meiner drei verstorbenen Männer.« Während dieser Worte war sie vorgegangen und fuchtelte mit der schweren Pistole hin und her, so daß es mir angst und bange wurde.

»Ist die nicht geladen?« fragte ich.

Lady Sarah drehte sich um. »Doch. Wieso?«

Ich sagte gar nichts mehr. Diese Frau, so schrullig und liebenswert sie auch sein konnte, schaffte mich.

Wir stiegen die Treppen hoch. Und wieder einmal wunderte ich mich, mit welch einer Leichtigkeit die Frau die steilen Stufen nahm.

Schließlich war sie 70.

Ein Phänomen, wirklich.

»Ja, der arme Edgar«, sprach sie, während sie vor mir herging.

»Auch einer, den der Sensenmann geholt hat. Aus dem Zuchthaus ist er gekommen, ich habe ihn bei mir aufgenommen, und er war mir ein guter Butler, darauf können Sie sich verlassen.«

»Das Gegenteil habe ich nicht behauptet, Madam.«

»Ich weiß, ich weiß.« Sie war stehengeblieben und trat zur Seite, damit ich eine bessere Sicht hatte.

Dann sah ich ihn.

Der Tote hockte dicht vor dem Treppenende, war in sich zusammengesunken, und ich entdeckte das Blut, das sein Hemd getränkt hatte.

»Dieser Werwolf hat ihm die Kehle durchgebissen«, wisperte Lady

Sarah hinter mir.

Ich nickte. Plötzlich hatte ich keinen Sinn mehr für Scherze, und ich hielt die alte Dame auch nicht für eine Spinnerin, denn was ich dort auf der Treppe zu sehen bekam, war verdammt realistisch.

»Was wollen Sie jetzt tun, Oberinspektor?«

Ich antwortete mit einer Gegenfrage. »War es wirklich ein Werwolf?«

»Ja.«

»Haben Sie ihn gesehen?«

»Gehört.«

»Also gesehen nicht.«

Sie wog den Kopf. »So in etwa.«

Die alte Dame begann, mich zu enttäuschen. Okay, bei der Leiche hatte sie nicht gelogen, aber einen Werwolf schien es nur in ihrer Fantasie zu geben.

»Sie glauben mir nicht, Mr. Polizist?«

»Es fällt mir zumindest schwer.«

»Ich habe auf den Speicher geschaut.« Sie deutete dabei auf die Tür. »Und da sah ich das Augenpaar. Gelb leuchtend.«

»Kann das nicht auch eine Katze gewesen sein?« zweifelte ich.

Sie schüttelte den Kopf. »Das Augenpaar befand sich in Kopfhöhe. Das Tier muß groß wie ein Mensch gewesen sein. Ehrlich.«

»Die Katze kann auf einen hohen Gegenstand gesprungen sein.«

»Nein.«

Sie sagte dieses Wort mit solch einer Entschiedenheit, daß ich nur die Schultern hob.

»Wollen Sie sich die Sache einmal ansehen oder nicht, Herr Oberinspektor?«

»Ich schaue nach.«

»Aber vorsichtig, bitte. Ich möchte nicht noch eine Leiche hier herumliegen haben.« Die alte Dame schloß die Tür auf.

»Danke.« Ich ging vor. Lady Goldwyn wollte mir folgen, doch ich bedeutete ihr, draußen zu bleiben. »Am besten ist es, wenn Sie sich unten im Haus aufhalten.«

»Ungern.«

Da hörten wir beide das heulende Geräusch. Ich lauschte und, verdammt noch mal, das hörte sich in der Tat nach einem Werwolf an.

Ich zog meine Beretta.

»Ist sie auch wirklich mit Silberkugeln geladen?« wisperte Lady Goldwyn.

Ich nickte.

»Dann ist es gut.«

Behutsam öffnete ich die Tür…

***

Zuerst einmal war es nur dunkel. Ich hatte die Tür hinter mir geschlossen, war nach rechts weggetaucht und stand nun eng an die Wand gepreßt da und lauschte.

Kein Geräusch drang an meine Ohren. Auch das Heulen hörte ich nicht. Langsam gewöhnten sich meine Augen an die Lichtverhältnisse. So finster, wie ich gedacht hatte, war es doch nicht. Ich sah die Umrisse eines Fensters, das mehr einer Dachluke glich. Und durch diese Öffnung fiel ein wenig Mondlicht. Es zeichnete ein kaum zu erkennendes Rechteck auf den staubigen Boden.

Sicherlich war solch ein alter Speicher nicht leer. Aus Erfahrung wußte ich, daß so manches Möbelstück hier abgeladen wurde, wo es dann vergammelte.

Durch die Nase atmete ich ein. Die Luft war nicht gerade die frischeste. Sie roch muffig und abgestanden. Ich bewegte mich vorsichtig nach rechts, hielt dabei Ausschau nach dem Werwolf, sah ihn jedoch nicht. Statt dessen stieß ich gegen eine dünne Wand.

Sie mußte das Zimmer des Butlers abtrennen, denn Lady Goldwyn hatte mir ja gesagt, daß dieser Edgar hier oben wohnen würde.

An der Wand entlang tastete ich mich weiter. Nach jedem Schritt hielt ich ein und warf einen Blick nach links, in den freien Speicher hinein.

Und plötzlich sah ich die Augen!

Zwei gelbe, schmale Punkte, etwa in Kopfhöhe und dicht beim Lukenfenster. War das der Werwolf?

Im ersten Reflex wollte ich schießen, überlegte es mir aber und wartete noch ab.

Nur keine Gäule scheu machen, der Gegner sollte sich erst einmal zeigen.

Ich spürte kühleren Wind über mein Gesicht streichen. Er fuhr durch das Fenster und wirbelte Staub auf, der mich gleichzeitig zum Niesen reizte. Nur mühsam unterdrückte ich dieses Gefühl.

Ich lauerte.

Minuten waren schon vergangen.

Und dann sah ich den Schatten. Dicht unter dem schrägen Speicherfenster hob sich der Umriß ab. Ich schnellte hoch, startete und lief in die Falle.

Der Unbekannte hatte ein Holzstück aufgenommen und es auf mich geschleudert. Ich sah es zu spät, konnte nicht rasch genug ausweichen, und das Ding prallte mir hochkant gegen die Brust. Für einen Moment bekam ich keine Luft, atmete keuchend und wurde zurückgeworfen. Zum Glück hielt ich mich auf den Beinen.

Der Unbekannte bekam Zeit.

Hurtig kletterte er aus dem schrägen Fenster und hockte schon Sekunden später auf dem Dach.

Er schaute mich an.

Ja, jetzt sah ich es deutlich. Es war tatsächlich ein Werwolf, der sich hier oben versteckt gehabt hatte.

Ich schoß.

Leider zu überhastet. Zu meinem Pech machte die Bestie auch noch eine Bewegung nach links, so daß die Kugel an ihrem Oberarm vorbeizischte und irgendwo in der Dunkelheit verschwand.

Dann war von dem Werwolf nichts mehr zu sehen.

Ich ließ sämtliche Rücksichten fahren und machte mich an die Verfolgung.

Ohne über irgendwelche herumliegenden Dinge zu stolpern, erreichte ich das Fenster, umklammerte mit beiden Händen den unteren Holzrahmen und schwang mich in die Höhe.

Zwei Atemzüge später hockte ich auf dem Dach. Es war verdammt schräg, ich hatte Mühe, mein Gleichgewicht zu halten.

Wo steckte die Bestie?

Ich schaute mich um. Vor mir wuchs das Dach in die Höhe, bis zum First, wo ein dicker Schornstein stand. Die Ziegel glänzten matt. Feiner Regen hatte sie angefeuchtet. Vermischt mit dem Staub machte die Flüssigkeit das Dach zu einer wahren Rutschbahn.

Den Werwolf sah ich auch. Weiter oben kroch er auf allen vieren dem schmalen First entgegen. Als sich jetzt der Mond hinter einer Wolke hervorschob, heulte er ihn an.

Ich hatte meine Beretta in den Hosenbund geschoben, weil ich beide Hände brauchte, um mich abzustützen. Eine falsche Bewegung, ein falscher Tritt, und ich rutschte abwärts.

Der Werwolf drehte seinen haarigen Schädel, entdeckte mich und öffnete sein Maul.

Selbst aus dieser Entfernung sah ich das Blitzen seiner scharfen Reißzähne.

Ich kletterte höher.

Dabei blieb ich auf Händen und Füßen. Zum Glück trug ich Gummisohlen unter meinen Füßen, so daß ich nicht so leicht rutschte wie bei Ledersohlen.

Der Werwolf behielt seinen Vorsprung nicht nur, er baute ihn sogar aus. Bevor ich es verhindern konnte, hatte er hinter dem Schornstein Deckung gefunden.

Jetzt konnte er bequem an der anderen Dachseite hinunterklettern oder auf das Dach eines der Nachbarhäuser steigen, ohne daß ich ihn zu fassen bekam.

Verdammt auch.

Doch das Schicksal meinte es gut mit mir. In diesem Fall war es der Wind. Er hatte weiter oben die Ziegel bereits getrocknet. Zudem regnete es nicht mehr.

Ich fand besseren Halt und kam dementsprechend gut voran. Die Ziegel waren nicht glatt, sondern rauh und manchmal aufgerissen.

Auch sie hatten unter den Witterungsbedingungen zu leiden. Sie scheuerten über die Haut an meinen Handflächen.

Noch gute zwei Yards, dann hatte ich den Schornstein erreicht.

Und plötzlich tauchte die Schnauze des Werwolfs auf. Sie lugte hinter dem Schornstein hervor, und die gelben Augen stierten mich erbarmungslos an.

Ein Opfer hatte sich die Bestie bereits geholt, es war klar, daß sein Mordrausch damit nicht befriedigt war. Er wollte auch noch ein zweites.

Mich!

Deshalb ließ er mich kommen, denn er fühlte sich in einer hervorragenden Ausgangsposition.

Ich tat ihm den Gefallen und kroch langsam auf ihn zu. Das Glitzern in seinen gelben Augen wurde zu einem haßerfüllten Leuchten, er richtete sich etwas auf, streckte seinen linken Arm aus und öffnete das gefährliche Maul.

Ich zog meine Pistole.

Da sprang der Werwolf. Obwohl ich ihn noch nicht erreicht hatte, griff er mich an. Er ließ sich einfach fallen, fauchte laut auf und wollte mich mit beiden Pranken umklammern.

Ich kam leider nicht mehr dazu, abzudrücken. Die Bestie war schneller und prallte gegen mich.

Für den Bruchteil einer Sekunde hatte ich Angst, vom Dach zu stürzen, dann konzentrierte ich mich auf den vor mir liegenden Kampf. Der Werwolf hatte beide Pranken in meine Schultern gestemmt. Er drückte mich soweit zurück, daß er in meinen Hals beißen konnte, der frei vor ihm lag.

Ich zog die Beine an. Es gelang mir nur mühsam, trotzdem konnte ich meine Knie gegen seinen Leib stemmen und die mörderische Kraft blockieren.

Ein verzweifeltes Ringen begann. Der Werwolf lag nicht still über mir, er keuchte und fauchte, blies mir seinen heißen Raubtieratem ins Gesicht und sorgte dafür, daß ich mich kaum rühren konnte.

Sekunden ging alles glatt.

Dann rutschte ich.

Und auch der Werwolf bekam das Übergewicht, konnte sich nicht mehr halten, und wir erreichten die glatten, vom Regen angefeuchteten Dachpfannen, die uns überhaupt keinen Halt mehr boten.

Beide glitten wir ab.

Für mich wurde es verdammt gefährlich. Nicht allein, daß ich den Werwolf am Hals hatte, einen Fall aus dieser Höhe konnte ich wohl

kaum lebend überstehen. Ich mußte mir etwas einfallen lassen, wenn ich mich noch retten wollte.

Ich schaffte es nicht.

Soeben noch konnte ich meinen Arm anwinkeln und hochreißen, bevor der Werwolf zubiß. Der Stoff meiner Jacke riß, ich traf noch mit einem zweiten Hieb seine Schnauze, im nächsten Augenblick war es aus mit der Herrlichkeit.

Die Dachkante war nahe.

Zu nahe…

Ich kam nicht einmal mehr dazu, einen Schrei auszustoßen, denn im nächsten Moment glitten der Werwolf und ich über die Kante und rasten in die Tiefe…

***

Lady Goldwyn hatte gewartet, bis ich hinter der Tür verschwunden war. Sie legte ihr Ohr gegen das Holz, um zu lauschen, doch sie hörte nichts. Es fand also kein Kampf statt.

Hoffentlich schaffte dieser sympathische Oberinspektor die Bestie auch. Sie traute dem Mann einiges zu. Auch daß er eine mit Silberkugeln geladene Pistole bei sich trug, bewies, daß er ihren Anruf sehr ernst genommen hatte. Es gab also doch noch Polizisten, die an Werwölfe glaubten.

Für einen Moment wurde ihr direkt schwindlig, wenn sie so darüber nachdachte. Nie hätte sie sich träumen lassen, daß so etwas in Wirklichkeit geschah. Bisher hatte sie das immer nur in ihren Romanen gelesen. Sie war nur traurig darüber, daß Edgar, ihr Butler, sein Leben hatte lassen müssen.

Das war nicht mehr rückgängig zu machen.

Leider.

Lady Sarah überlegte. Sollte sie nun hier oben an der Tür stehenbleiben oder hinuntergehen? Während dieser Gedanken warf sie einen scheuen Blick auf den Toten.

Nein, sie wollte nicht bei ihm bleiben. Dann lieber nach unten gehen. Dieser Sinclair würde bestimmt mit der Bestie fertig. Sie warf noch einen letzten Blick auf die Leiche des Butlers und schlug den Weg nach unten ein.

Sie betrat ihr Zimmer. Dabei zog sie die Pistole aus der Tasche und schwenkte sie wie ein Profi im Halbkreis, doch niemand hielt sich in dem Raum versteckt. Es war alles völlig normal.

Lady Sarah atmete auf.

Dabei fiel ihr Blick nach draußen. Es hatte aufgehört zu regnen.

Wenigstens waren im Lichtkreis der nächsten Straßenlaterne keine glitzernden Tropfen mehr zu erkennen. Trotzdem glänzten die Steine auf dem schmalen Vorgartenweg noch feucht.

Ein Wagen fuhr langsam die Straße hinab. Es war ein Range Rover, denn mit Automarken kannte sich die alte Dame aus. Der Geschwindigkeit nach zu schließen, schien der Fahrer des Rovers etwas zu suchen. Fragte sich nur, was.

Dann stoppte das Fahrzeug.

Vor ihrem Haus.

Jetzt wurde Mrs. Goldwyn doch neugierig. Sie wartete darauf, ob jemand aussteigen würde, doch den Gefallen tat man ihr vorerst nicht.

Der oder die Fahrer blieben im Rover sitzen.

Mrs. Goldwyn bekam ein komisches Gefühl. Es trat immer ein, wenn etwas nicht stimmte oder in der Luft lag. Eine Art sechster Sinn, sie konnte sich auf ihn verlassen. Kurz vor dem Tode ihres zweiten Mannes hatte sie genau gespürt, daß irgend etwas mit ihm nicht stimmte. Ihr Mann war anders gewesen, und sie hatte nachts zuvor den Sensenmann gesehen.

Sarah Goldwyn schob die Gardine ein wenig zur Seite, um besser sehen zu können.

Es rührte sich nichts.

Nach wie vor stieg niemand aus.

Ob der oder die Männer nur etwas beobachten Sollten? Aber was? Was gab es an diesem alten Haus schon groß zu sehen?

Andererseits: Wie war es möglich, daß ein Werwolf so plötzlich auftauchte? Und wie war er überhaupt ins Haus gelangt?

Wahrscheinlich durch die Hintertür.

Sofort entschloß Lady Sarah sich, die Tür abzuschließen. Sie kam nicht dazu, ihren Vorsatz in die Tat umzusetzen, denn plötzlich schwangen die beiden Türen des Range Rovers auf.

Zwei Männer stiegen aus.

Männer, die irgendwie uniformiert aussahen. Sie trugen dunkle Kleidung. Die Jacken waren länger als normal. Sie fielen bis über die Hosengürtel.

Und die beiden steuerten ihr Haus an. Sie schritten über den Weg im Vorgarten und blieben vor der Tür stehen.

Etwas störte die alte Dame an diesen beiden. Sie überlegte und kam zu dem Ergebnis, daß es der Gang gewesen sein mußte. Ja, der war nicht so richtig lebendig oder federnd, sondern eher steif, marionettenhaft. Wie schrieben die Gruselautoren doch noch immer?

Zombies gehen so.

Unsinn, sagte sich die alte Dame, jetzt geht deine Fantasie wirklich mit dir durch. Vielleicht war dieser Range Rover auch ein Fahrzeug der Polizei. Schließlich lag in ihrem Haus hier eine Leiche, die abgeholt werden mußte.

Es schellte.

Lady Sarah zuckte zusammen, obwohl sie damit gerechnet hatte und

der Gong wirklich nicht laut war. Sollte sie öffnen? Das war die Frage. Wenn sie die Haustür nicht öffnete, machte sie sich nur noch verdächtiger. Zudem befand sich die Polizei ja im Haus. Notfalls konnte sie um Hilfe schreien, und die Waffe steckte auch noch in der Tasche des Kleides.

Mrs. Goldwyn durchquerte den schmalen Flur. Als es zum drittenmal klingelte, öffnete sie die Tür.

Jetzt sah sie die beiden Männer dicht vor sich. Und sie erschrak, denn die Gesichter sahen irgendwie glatt und stumpf aus. Ohne Leben. Wie auch die Augen.

Nein, das waren keine Polizisten, doch es war zu spät, die Tür wieder zu schließen.

Lady Sarah raffte allen Mut zusammen, als sie fragte: »Was wünschen die Herren bitte?«

»Lassen Sie uns rein!« forderte der rechte. Das war keine Bitte, sondern ein Befehl.

Auch die alte Dame merkte den Unterschied. Das hatte sie nun überhaupt nicht gern. Sie wurde störrisch.

»Was erlauben Sie sich eigentlich? Kommen hier rein, sind nicht von mir eingeladen worden und reden in solch einem Ton mit mir. Mäßigen Sie sich…«

Einer packte zu.

Plötzlich schrie die Frau auf, denn seine Finger umklammerten ihre rechte Schulter. Den Mann drückte Lady Sarah in den Flur, ging selbst in das Haus und ebnete seinem Kumpan den Weg.

Jetzt konnte Mrs. Goldwyn sie nicht mehr zurückschicken.

Die Tür knallte zu.

Sarah erschrak. Fest preßte sie die Lippen aufeinander und dachte an die Pistole in ihrer Tasche.

Noch nie hatte sie auf einen Menschen geschossen, aber wenn ihr Leben in Gefahr geriet, würde sie selbst über ihren eigenen Schatten springen und schießen.

Ja, das wollte sie.

Lady Sarah ließ ihre rechte Hand in der Kitteltasche verschwinden und umklammerte den Griff der Armee-Pistole.

Denen würde sie es zeigen, sie sollten sich nur unbeliebt machen.

»Was wollen Sie eigentlich?« fragte sie, forsch geworden durch ihren Entschluß.

»Wir möchten jemand abholen.«

»Hier ist niemand.«

Die beiden schauten sie an. Starr und völlig ausdruckslos waren ihre Blicke. Die großen Hände öffneten und schlossen sich. Dann schritten sie an Lady Sarah vorbei und betraten den Wohnraum.

»Was soll das?« rief die alte Dame. »Sind Sie wahnsinnig geworden?

Das ist mein Haus.«
»Halt dein Maul, Alte!«
Das war unerhört. Lady Sarah holte tief Luft. So hatte noch niemand mit ihr gesprochen. Das durfte sich keiner herausnehmen, auch die beiden Eindringlinge nicht.
»Sie werden jetzt sofort verschwinden, oder ich rufe die Polizei. Haben Sie verstanden!«
Die beiden hatten. Sie drehten sich um und blickten die Sprecherin an. Sie waren etwa gleich groß, hatten dunkles Haar und wulstige Lippen. So sahen Verbrecher aus, dachte die Lady.
»Wir suchen einen Werwolf!« erklärte ihr der größere der beiden.
Lady Sarah erschrak. Die Kerle wußten Bescheid, daß sich ein Werwolf bei ihr verborgen hielt.
Woher nahmen sie dieses Wissen?
»Hier ist keiner«, erklärte die alte Dame fest. »Sie müssen sich im Haus geirrt haben.«
Die Männer schauten sich an. Dann lächelten beide und suchten weiter.
Dabei gingen sie sehr forsch zu Werke. Sie öffneten Schränke und auch Kommoden, schauten hinter der Tür nach und hinter den Lehnen der hohen Sessel.
Der Erfolg – Null.
Die alte Dame gewann Oberwasser. »Ich habe Ihnen doch gesagt, daß es hier keinen Werwolf gibt!« sagte sie. »Und jetzt gehen Sie endlich. Machen Sie, daß Sie wegkommen.«
»Wer wohnt oben?« wurde Sarah gefragt.
»Niemand.«
»Also Sie.«
»Ich sagte doch: Niemand.«
Die beiden Eindringlinge blickten die Frau hart an. »Warum lügen Sie uns an?«
»Es wohnt da wirklich niemand.«
»Es ist schlecht, wenn Sie lügen. Wir wollen Sie nur von dem Werwolf befreien. Und jetzt geben Sie die Tür frei.« Die Kerle marschierten einfach los.
Lady Sarah war viel zu überrascht, um rechtzeitig genug reagieren zu können. Sie trat zur Seite, und die beiden Männer schritten an ihr vorbei in den Flur.
Sie steuerten sofort die Treppe an, die im Licht der Flurbeleuchtung deutlich zu erkennen war.
Lady Sarahs Herz klopfte schneller. Himmel, was sollte sie denn jetzt machen? Sie dachte an ihre Romane. Wie hätte sich denn der Held benommen? Er wäre den beiden gefolgt und hätte sie ausgeschaltet. Doch sie war eine schwache Frau, und außerdem war das hier kein

Roman.
Trotzdem verließ sie das Zimmer.
Die Männer gingen bereits die Stufen hoch.
Und da fiel der Frau wieder die Armee-Pistole ein. Sie steckte noch immer in ihrer rechten Tasche.
Blitzschnell zog sie die Waffe, ging ein paar Schritte vor und blieb so stehen, daß sie die beiden Einbrecher vor der Mündung hatte.
»Keinen Schritt weiter – oder ich schieße!« sagte sie, und ihre Stimme zitterte nicht einmal…

***

Ich fiel!
Und ob Sie es glauben oder nicht, vor Angst blieb mir fast das Herz stehen. Die Sekunden bis zum Aufprall, sie waren beinahe endlos, und tausend. Eindrücke stürzten auf mich nieder.
Ich sah dicht vor mir das häßliche Gesicht der Bestie, wie sie die Kiefer aufklappte und doch noch zubeißen wollte, dann lösten sich die Pranken von meinen Schultern, und der Werwolf verschwand.
Ich zog unwillkürlich meinen Körper zusammen, igelte mich praktisch ein und wartete auf den Aufprall, der sämtliches Leben in mir zerstören würde.
Seltsamerweise schrie ich nicht, der Fall lief in einer fast erschreckenden Lautlosigkeit ab.
Und ich hielt noch immer die Pistole umklammert!
Dann geschah es.
Plötzlich fühlte ich den Schlag im Rücken, etwas schien in meinem Körper zu reißen, jagte längs durch mein Rückrat bis hoch ins Gehirn, und erst jetzt schrie ich.
Aber ich lebte.
Wieso?
Ich müßte doch eigentlich tot sein und mit zerschmetterten Gliedern auf irgendeinem Hinterhof liegen.
Das war nicht der Fall.
Weit riß ich die Augen auf.
Und dann rutschte ich in der Tat. Langsam. Mit den Füßen zuerst kam ich auf, stand und schaute mich um.
Erst einmal atmete ich durch. Die Luft drang in jeden Winkel der Lunge, gebrochen war also nichts. Aber verdammt noch mal, was war denn eigentlich geschehen?
Dunkelheit um mich herum. Nur von oben fiel ein wenig Licht.
Da erst sah ich, was passiert war.
Ich befand mich auf einem Lastwagen. Die herabhängende Plane erklärte mir einiges.
Ich war zwar vom Dach gefallen, doch genau auf die Plane eines im

Hof abgestellten Lieferwagens. Und durch mein Gewicht war die Plane aus der Halterung gerissen worden. Ein unwahrscheinlicher Zufall hatte mich gerettet.

Und die Beretta hielt ich immer noch umklammert.

Das alles mußte ich erst verdauen, denn plötzlich begannen meine Knie zu zittern.

Der Schock.

Ich mußte mich setzen.

Ich fiel förmlich zu Boden, und auch als ich saß, schwindelte es vor meinen Augen. Himmel, das war hart gewesen. Diesmal hatte mich nicht Kamikaze gerettet, sondern die Plane eines Lastwagens.

Welch gütiges Schicksal den Wagen in den Hof gefahren hatte, wußte ich nicht. Es war mir auch egal. Etwas anderes war in diesem Moment wichtiger.

Der Werwolf!

Hatte er auch den Fall überstanden? Normalerweise ja, denn diese Bestie war so einfach nicht zu töten, man mußte ihr schon mit geweihtem Silber kommen. Diese Chance hatte ich bisher vertan.

Aber ich wollte sie nachholen, das schwor ich mir.

Ich erhob mich wieder. Ein Teil der Plane war nach vorn geknickt, sie berührte den Boden der Lastwagenfläche.

Ich ging ein paar Schritte vor, peilte nach draußen und war verwundert, als ich die Ausmaße des Hofes sah. Ich entdeckte, daß an den Rückseiten die Höfe nicht durch Mauern getrennt waren.

Es gab auch Wege, die zur Parallelstraße führten. Einer wurde von einer hohen Hecke eingefriedet.

Ich kletterte auf den Rand der Ladefläche und sprang von dort aus zu Boden.

Mit entsicherter Waffe schritt ich über den Hof und suchte nach der mordenden Bestie.

Orientieren konnte ich mich dabei sehr gut, denn aus zahlreichen Fenstern an den Rückseiten der Häuser fiel genügend Licht. Weiter rechts sah ich Garagen. Vier standen nebeneinander. Gar nicht mal weit von den Rückseiten der Häuser entfernt. Eine neben einem schmalen Badezimmerfenster angebrachte Lampe streute ihr Licht so weit, daß es bis auf das Dach der Garagen fiel.

Und dort hockte eine Gestalt.

Der Werwolf!

Wußte der Teufel, wie er dorthin gekommen war. Auf jeden Fall sah ich ihn und auch das gelbe Glitzern in seinen verdammten Raubtieraugen. Er hatte mich ebenfalls entdeckt.

Die Bestie schien unverletzt zu sein, denn plötzlich erhob sie sich zu ihrer vollen Größe und fauchte mich an.

Ganz langsam hob ich den rechten Arm und zielte genau. Es war

schwierig, zu schießen, denn mein Arm zitterte immer noch nach der durchlittenen Anstrengung. Ich war eben keine Maschine.

Der Werwolf kam noch einen Schritt vor und stand am Rand der Garagendächer.

Dann feuerte ich.

Genau in dem Augenblick, als er sich abstieß, zog ich zweimal den Stecher durch, da ich sichergehen wollte. Die Kugeln trafen ihn auf halber Höhe und genau dort, wo ich es haben wollte, mitten in die Brust.

Das war sein Ende.

Schwer klatschte er auf die kleinen Pflastersteine vor den Garagen. Er wälzte sich um seine eigene Achse, jaulte, heulte und fauchte in einem.

Ein schlimmer Todeskampf begann.

Ich ging auf ihn zu.

Als ich neben ihm stehenblieb, löste sich bereits das dunkle Fell auf. Es fiel einfach ab, wie Haare unter der scharfen Schere.

Zurück blieb – ein Mensch!

Ein Mann mit wachsbleichem Gesicht, dessen Oberlippe von einem dunklen Bart geziert wurde.

Ich holte meine Bleistiftlampe hervor und knipste sie an. Der Strahl wanderte über sein Gesicht, und ich runzelte überrascht die Stirn, denn ich kannte ihn.

Nicht persönlich, aber diesen Mann hatte ich bereits auf einem Foto gesehen.

In der Verbrecherkartei.

Er gehörte zu den meistgesuchten Bankräubern und Mördern des Staates. Wie war er zu einem Werwolf geworden?

Diese Frage beschäftigte mich wirklich.

Einige Fenster waren aufgerissen worden. Gesichter erschienen.

Man hatte die Schüsse gehört.

Eine Frau schrie.

»Da liegt ja einer!« hörte ich die Stimme eines Mannes.

Bevor die Leute noch auf dumme Gedanken kommen konnten, machte ich ihnen mit lautstarker Stimme klar, daß ich von Scotland Yard war, steckte meine Waffe weg und trat an eines der Fenster, wo ein Mann seinen Kopf herausstreckte.

Ich zeigte ihm meinen Ausweis.

»Es stimmt, Leute, der ist tatsächlich vom Yard.«

Die Einwohner waren beruhigt.

»Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen«, sagte ich. »Die Polizei wird den Toten abholen.«

»Wollen Sie telefonieren?«

»Das erledige ich schon. Vielen Dank.«

Ich wollte es tatsächlich machen, und zwar bei Mrs. Goldwyn.
Dort lag ja noch ein zweiter Toter.
Ein wenig viel für eine Nacht, fand ich.
Ich ging auf die Hintertür des schmalbrüstigen Hauses zu, in dem die alte Dame wohnte. Durch ihren Anruf war alles ins Rollen gekommen. Ich war froh, daß sie so reagiert hatte.
Bestimmt stand ich dicht vor einem neuen, brandheißen Fall. Mit dieser Gewißheit stieß ich die Hintertür des Hauses auf und ahnte nicht, was mich im Innern erwartete…

***

Die beiden Kerle drehten sich um.
Nicht zu überhastet, nein, betont langsam und mit eckig wirkenden Bewegungen.
Sie schauten auf die Frau und auf die Waffe in ihrer Hand.
Lady Sarah nahm allen Mut zusammen. »Ihr verschwindet jetzt«, sagte sie, »oder es ergeht euch schlecht.«
»Meinen Sie das im Ernst?«
»Ja.«
Die beiden nickten. »Es ist gut, Alte, wir gehen. Aber hüten Sie sich, Sie haben sich jemand zum Feind gemacht, gegen den Sie gar nicht gewinnen können.«
»Und wen, bitte?«
»Das merken Sie noch früh genug.«
Die beiden setzten sich in Bewegung. Sie hoben sogar die Arme, was die Frau gar nicht befohlen hatte. So kamen sie die restlichen Stufen hinunter.
Und sie lächelten.
Ein falsches Lächeln, dachte Lady Sarah. Sie wollte sich vorsehen.
Sie trat etwas zurück, damit die beiden nicht zu dicht an ihr vorbeikamen und ihr mit einem schnellen Angriff die Waffe aus der Hand schlagen konnten.
Der letzte warf ihr noch einen langen Blick zu. Aus Augen, die wie Murmeln wirkten.
Er machte es bewußt, und Mrs. Goldwyn fiel auf diese Taktik prompt herein.
Sie ließ den zweiten Kerl aus dem Blick.
Dessen Bein wirkte wie ein Hammer. Es wurde hochgeschleudert, der Fuß streckte sich, und bevor sich die Frau versah, bekam sie einen Tritt gegen die Waffenhand, der so hart war, daß ihr die Armee-Pistole aus den Fingern geschleudert wurde.
Erschreckt schaute sie der Waffe nach.
Deshalb sah sie auch die Hand nicht. Aber sie spürte den Schmerz, als sie gegen ihre Wange klatschte. Lady Sarah fiel zu Boden. Die

Wand hielt sie auf.

Und plötzlich sah sie die beiden Kerle dicht vor sich stehen. Wie Gebirge kamen sie ihr vor.

Grausam und mächtig. Sie schaute in die Gesichter, und in den Augen las sie das Urteil.

Tod!

Auf einmal bekam sie Angst. Mrs. Goldwyn bereute es jetzt, sich eingemischt zu haben. Sie hatte Hoffnungen auf den Oberinspektor gesetzt, doch von Sinclair war nichts zu sehen. Vielleicht befand er sich auch schon unter den Toten.

Diese Erkenntnis und das Wissen um die eigene Gefahr verstärkten die Angst in ihr noch.

Niemand konnte ihr jetzt noch helfen!

Einer der beiden trat ein paar Schritte zur Seite und hob die Armeepistole auf. Er wog sie in der Hand, schaute seinen Kumpan an, und der nickte.

»Damit werden wir dich erschießen, Alte!« versprach er.

Sein Kumpan legte an.

Jetzt blickte die alte Dame in die Mündung. Dieses dunkle Loch kam ihr plötzlich riesengroß vor, und sie wußte, daß daraus der Tod peitschen würde.

»Bitte!« flüsterte sie. »Bitte…« Mehr konnte sie nicht sagen, die Angst schnürte ihr einfach die Kehle zu.

In diesem Augenblick schlug mit einem Knall die Hintertür ins Schloß. Der Kerl ließ die Waffe sinken, drehte sich um und schaute seinen Kumpan an.

Der nickte, machte auf dem Absatz kehrt und schlug den Weg zur Hintertür ein…

***

Ich war völlig ahnungslos und ärgerte mich nur, daß mir die Tür aus der Hand rutschte. Sie knallte so hart ins Schloß, daß es sich wie ein Pistolenschuß anhörte.

Ich durchquerte den Flur. Meine Gedanken beschäftigten sich mit dem zurückliegenden Kampf, deshalb war ich nicht so auf der Höhe und bemerkte die Gefahr viel zu spät.

Sie lauerte auf der Treppe.

Als ich das schleifende Geräusch vernahm, kam ich nicht mehr dazu, rechtzeitig auszuweichen. Ein massiger Körper hechtete über das Geländer und fiel gegen mich.

Die Wucht warf mich bis gegen die Wand. Mit dem Hinterkopf stieß ich gegen den rauhen Putz und sah sekundenlang Sterne.

Dann aber sah ich das Gesicht dicht vor mir, und es war eine Fratze, die verdammt nichts Gutes verhieß.

Gefährlich. In den Augen schimmerte Mordlust. Hände fuhren an meinem Körper hoch und suchten die Kehle.

Ich stieß mit dem Kopf zu.

Der Kerl steckte den Treffer ein, ohne mit der Wimper zu zucken.

Und da fiel es mir auf.

Er atmete nicht mehr!

Ich hatte einen Untoten vor mir.

Nur kurz war die Schrecksekunde. Es gelang mir, mein Bein zu heben und dem Gegner das Knie hart in den Leib zu drücken. Er taumelte zurück.

Dabei ruderte er mit den Armen und krachte wie ich zuvor gegen die Wand.

Sofort setzte ich nach.

Die Hand meines Gegners verschwand in der Tasche. Blitzschnell förderte er eine Stahlrute hervor und war mit zwei langen Schritten auf der dritten Treppenstufe.

Ich drehte mich im Lauf.

Der erste Schlag pfiff heran. Er war auf meinen Kopf gezielt, doch ein Sidestep meinerseits ließ ihn ins Leere zischen. Die Stahlrute hämmerte auf den Handlauf und riß dort einen langen Holzspan aus der Lackierung.

Den nächsten Schlag unterlief ich.

Blitzschnell ging ich den Zombie an, bohrte meinen Kopf in dessen Magen, hob gleichzeitig die Schultern an, und durch diese Handbewegung wurde mein Gegner über mich hinweggeschleudert.

Es krachte laut, als er zu Boden prallte. Arme und Beine hatte er hochgehoben. Auf mich wirkte er wie ein großer Käfer, der auf dem Rücken lag und es schwer hatte, wieder in seine normale Lage zu gelangen.

Bevor er sich erholen konnte, war ich über ihm. Und jetzt hatte ich die Beretta, deren kalte Mündung seine Stirn berührte.

»Rühr dich nicht!« zischte ich ihm zu. »Was ich hier geladen habe, sind Silberkugeln. Sie töten dich auf der Stelle!«

Er lachte nur.

»Willst du es ausprobieren?«

»Silberne Kugeln können mich nicht töten!« Der Zombie stieß diesen Satz mit solch einer Gewißheit hervor, daß ich zurückschreckte. Sollte er recht haben? Wenn ja, warf das sämtliche Theorien über den Haufen.

Zwei Sekunden zögerte ich.

Genau zwei zuviel.

Daß die Tür aufflog, bemerkte ich aus den Augenwinkeln. Erst dachte ich an Mrs. Goldwyn, doch der gewaltige Schatten konnte sie einfach nicht sein.

Es war ein zweiter Zombie.
Und er traf mit seiner Stahlrute meinen ungeschützten Nacken.
Für mich erloschen schlagartig sämtliche Lichter. Ich hatte mal wieder ein totales Blackout.

***

Würde der Mann schießen?
Diese Frage quälte Mrs. Goldwyn am meisten. Noch zog er den Zeigefinger nicht zurück, noch gab er ihr eine Galgenfrist, doch wie lange?
Seltsamerweise war ihre Todesangst verschwunden. Sie fühlte eine nahezu unwirkliche Ruhe und Gelassenheit in sich. Woher beides kam, konnte sie auch nicht sagen.
Es war aber so.
Vielleicht machte es das Alter. Wer sieben Jahrzehnte erlebt hatte, den schreckte der Tod nicht mehr so wie einen jungen Menschen.
Und doch wollte sie nicht sterben, denn sie hatte noch viel vor. Jetzt wußte sie, daß es diese Wesen der Finsternis nicht nur in Romanen gab, sondern auch in Wirklichkeit. Dann konnte man doch gegen sie ankämpfen und nicht bei der ersten aus der Rolle fallenden Sache schon sterben.
Plötzlich hörte sie die Geräusche. Sie waren undefinierbar und konnten alles bedeuten. Aber sie glaubte daran, daß es Kampfgeräusche waren.
Auch ihrem Bewacher waren sie nicht so recht geheuer. Er warf Lady Sarah einen harten Blick zu, schaute schnell zur Tür und sah wieder die Frau an.
Sarah Goldwyn atmete tief ein.
Auf einmal ging es ihr besser. Sie fühlte den Hoffnungsstrahl, der durch das Zimmer glitt.
»Rühr dich nicht vom Fleck!« befahl der Kerl plötzlich und machte auf dem Absatz kehrt.
Mit schnellen Schritten lief er zur Tür. Dort drehte er sich noch einmal um, aber Sarah war sitzengeblieben.
Der Mann verschwand.
Da stand Sarah auf. Etwas zu hastig für ihr Alter, so daß ihr schwindlig wurde. Tief atmete sie durch. Nicht im Traum dachte sie daran, dem Befehl Folge zu leisten. Da konnte dieser Widerling lange warten. Sie huschte auf die Haustür zu und vergaß nicht, den Schlüssel mitzunehmen. Vorsichtig öffnete sie die Tür, schlüpfte nach draußen und zog die Tür behutsam ins Schloß.
Der Vorgarten bot mit seinen Büschen einige Verstecke für die alte Dame.
Doch soweit war es noch nicht.

Da die Gardine ein Stück zurückgezogen war, und innerhalb der Wohnung Licht brannte, konnte Lady Goldwyn genau erkennen, was sich darin abspielte. Sie hatte sogar freien Blick durch das Wohnzimmer, in dem sie sich sonst immer aufhielt.

Die alte Dame mußte sich auf die Zehenspitzen stellen, um über das Fensterbrett blicken zu können. Jetzt kam ihr zugute, daß sie es nicht mit Topfblumen vollgestellt hatte.

Es kam ihr gar nicht in den Sinn, noch einmal die Polizei zu rufen. Die wären sowieso zu spät gekommen, außerdem hätte man ihr kaum geglaubt.

So wartete sie.

Und sie sah die beiden Eindringlinge wieder.

Aber nicht nur sie.

Auch Oberinspektor Sinclair.

Er wurde von einem der Kerle getragen. Der Mann hatte sich den Oberinspektor über die rechte Schulter gelegt, und es sah aus, als wäre Sinclair tot oder bewußtlos.

Lady Sarah preßte ihre Hand gegen den Mund, um einen Schrei zu unterdrücken. Die Kerle hatten es eilig. Sie liefen auf die Haustür zu und gaben der alten Dame gerade noch Zeit, sich zu verstecken. Dann wurde die Tür schon aufgezogen.

Lady Sarah kauerte hinter einem hohen Rhododendronstrauch und lugte zwischen den Blättern hindurch. Sie fror auf einmal und hatte Mühe, ein Klappern ihrer Zähne zu unterdrücken.

Die beiden Männer verließen mit dem Oberinspektor das Haus.

Einer ging vor und sicherte.

Der andere blieb mit seiner Last nur wenige Schritte von Lady Sarahs Beobachtungsplatz stehen, so daß die Frau nicht einmal zu atmen wagte.

Dann gab der Kerl auf der Straße dem anderen einen Wink.

Der nickte und ging vor.

Inzwischen öffnete sein Kumpan die Ladeklappe des Rover.

Blitzschnell wurde der blonde Oberinspektor dort verstaut. Als die Klappe wieder zufiel, saß einer der Kerle bereits hinter dem Steuer und ließ den Motor an.

Er tuckerte ein paarmal und lief dann rund.

Wieder knallte die Tür. Diesmal war es die an der Beifahrerseite.

Dann startete der Rover.

In diesem Augenblick löste sich auch Lady Sarah aus dem Gebüsch, lief bis an das kleine Tor und schaute dem davonfahrenden Wagen nach, dessen Hinterreifen auf der nassen Straße noch eine Sprühspur hochwirbelten.

Das Nummernschild war nicht mehr zu lesen. Die Rückleuchten an dem Fahrzeug wirkten auf die alte Dame wie zwei höhnisch grinsende

Augen.
Der Wagen war weg, und sie konnte ihn auch nicht mehr aufhalten. Deprimiert ging sie zurück ins Haus. Plötzlich hatte sie keinen Spaß mehr, ihre Horror-Romane zu lesen. Sie setzte sich in einen Sessel und überlegte, wer die Männer waren. Woher kamen sie?
Fragen, auf die sie keine Antwort finden konnte. Das mußte die Polizei machen. Aber wie würden die reagieren?
Lady Sarah dachte an den toten Butler, der noch immer oben auf der Treppe lag. Die Leiche mußte endlich aus dem Haus. Von der zweiten wußte sie nichts.
Sarah Goldwyn erhob sich und ging zum Telefon. Bevor sie den Hörer abnahm, fiel ihr Blick zufällig zu Boden.
Dort glitzerte etwas.
Zuerst wollte sich die alte Dame gar nicht darum kümmern.
Schließlich siegte die Neugierde. Sie bückte sich und hob das glitzernde Ding mit spitzen Fingern auf.
Es war eine kleine Plakette. Oval angelegt und mit einem Namen versehen.
Lady Sarah nahm die Brille zu Hilfe, um die Buchstaben erkennen zu können.
Dann buchstabierte sie die Worte halblaut vor sich hin. »Mr. Mondo!«
Ein Name auf einem kleinen Schild. Sie hatte ihn noch nie gehört und las ihn zum erstenmal. Die Plakette mußten die beiden Männer verloren haben, einen anderen Grund konnte sich Lady Sarah nicht vorstellen.
Sie steckte die Plakette ein. Dann griff sie zum Hörer und wählte die Nummer der Polizei…

***

Plötzlich fanden die beiden Polizisten den Anruf gar nicht mehr spaßig. Im Gegenteil, sie alarmierten die Mordkommission. Und was Lady Sarah dann erlebte, kannte sie bisher nur aus Kriminalfilmen, die dann und wann über die Mattscheibe flimmerten.
Der Hinterhof war taghell erleuchtet. Dort hatte man die großen Standscheinwerfer aufgebaut, deren kaltes Licht eine helle Kuppel auf die Leiche des Mannes warfen.
Zahlreiche Beamte bevölkerten den Hof, während andere schon die ersten Zeugen befragten.
Dort wurden sie auch über den »Mörder« aufgeklärt.
»Ein Yard-Beamter«, hieß es da. »Einer von euch.«
Diese Meldung elektrisierte die fragenden Beamten, und sofort bekam Oberinspektor Glen York Bescheid.
York war ein alter Fuchs. Er hatte bereits 20 Dienstjahre auf dem Buckel und war für den Bezirk Mayfair verantwortlich. Vor ein paar

Jahren hatte er noch ein ruhiges Leben gehabt, doch die Verbrecher drangen jetzt auch in die vornehmeren Gebiete der Riesenstadt ein.

York ging sofort zu Lady Sarah, die in ihrem Zimmer wartete.

Der Oberinspektor schloß die Tür.

»Es ist wirklich so, wie Sie es uns gesagt haben«, begann er das Gespräch. »Mein Kollege war hier. Er ist von einem Zeugen gesehen worden. Und er hat einen Mann erschossen.«

»Das war kein Mann, sondern ein Werwolf«, widersprach die alte Dame.

York lächelte nur.

Scharf schaute Lady Sarah ihn an. »Halten Sie mich für eine Lügnerin, Mister?«

»Nein, nein.«

»Es kam mir aber so vor.«

»Sie müssen selbst zugeben, Mrs. Goldwyn, daß die Geschichte ein wenig unwahrscheinlich klingt.«

»Das stimmt. Sie entspricht jedoch den Tatsachen. Unternehmen Sie endlich etwas, um Mr. Sinclair zu retten.«

»Natürlich.« York dachte nach.

Es hatte sich beim Yard mittlerweile herumgesprochen, welch einen Job dieser Sinclair ausübte. Er war kein normaler Polizist, sondern beschäftigte sich mit Fällen, die jenseits der Grenzen lagen.

Da gab es Dämonen, Vampire und auch Werwölfe. Obwohl man nichts Genaues wußte, sickerte doch einiges durch. Es gab natürlich viele Zweifler, doch Sinclair war auch vom Innenministerium mit Sondervollmachten ausgestattet worden, die ihm praktisch überall Tür und Tor öffneten. Deshalb mußte an seiner Arbeit etwas dran sein, und Oberinspektor York hütete sich, Sinclairs Wirken als absoluten Unsinn abzutun. Ebenso erging es ihm mit den Aussagen der Frau. Er wollte vorsichtig sein, hier konnte ein heißes Eisen geschmiedet werden, und er wollte nicht unbedingt als Schmied dastehen. Er hatte Arbeit genug, so war er froh, den Fall abschieben zu können.

Lady Sarah ahnte, was hinter der Stirn des Polizeibeamten vorging. Sie lächelte schmal. »Wie haben Sie sich entschieden, Sir?«

York strich durch sein graumeliertes Haar. »Ich werde hier die nötigen Arbeiten verrichten und den Fall dann abgeben«, erklärte er.

»Sofort?«

»Ja.«

»Hoffentlich«, sagte die Lady und hob warnend den Zeigefinger.

»Ich hoffe es sehr, denn wenn mich mein Gefühl nicht täuscht, befindet sich Mr. Sinclair in großer Gefahr.«

»Ich weiß.«

»Haben Sie überhaupt eine Fahndung nach diesem Rover angekurbelt?« wollte die Lady wissen.

»Ja. Sie wird jedoch erfolglos verlaufen, da wir das Kennzeichen nicht wissen.«

»Das konnte ich leider nicht sehen.«

York lächelte. »Ich mache Ihnen auch keinen Vorwurf. Sie haben sich tapfer gehalten.«

»Dann verdächtigen Sie mich also nicht als Mörderin?« erkundigte sich Mrs. Goldwyn ein wenig spitz.

»Nein.« Die Antwort klang erstaunt. »Wie kommen Sie darauf?«

»Ich traue euch Brüdern alles zu.«

»Eine gute Meinung scheinen Sie nicht von der Polizei zu haben.«

»Sie hält sich in Grenzen«, erwiderte die alte Dame. »Man arbeitet heute zu sehr mit der Technik und ohne Gefühl und Intuition. Das wiegt schwer.«

York wechselte schnell das Thema. »Haben Sie sonst noch irgend etwas beobachtet?«

Mrs. Goldwyn schüttelte den Kopf. »No, Sir. Alles, was ich gesehen habe, das wissen Sie nun.« Sie log ein wenig, denn von der Plakette hatte sie nichts erwähnt.

York stand auf.

»Was haben Sie jetzt vor?« fragte Mrs. Goldwyn.

»Ich werde einigen Leuten Bescheid sagen. Bestimmt wird man Sie noch belästigen.«

Das hoffe ich sehr, dachte die alte Lady. Sie hatte sich nämlich entschlossen, ein wenig Detektiv zu spielen. Sie wollte nicht nur der Polizei die Aufklärung des Falles überlassen, sondern selbst mitmischen. Schließlich hatte sie genügend Romane gelesen, und von der Theorie bis zur Praxis war es kein weiter Weg, meinte sie.

Mit einem verschmitzten Lächeln auf den Lippen verabschiedete sie sich von dem Beamten. Wobei York nicht einmal ahnte, was im Innern der Frau vorging.

Es dauerte noch eine halbe Stunde, bis die Mitglieder der Mordkommission abzogen. Als endlich Ruhe einkehrte, war Mitternacht längst vorbei.

»Welch eine Nacht«, murmelte Lady Sarah. Sie stand am Fenster und schaute den davonfahrenden Wagen nach. Dabei rollte eine Träne über ihre Wange, als sie an den toten Diener dachte.

Ihn holte niemand mehr ins Leben zurück.

Aber die Nacht sollte für Lady Goldwyn noch längst nicht beendet sein. Denn nun war ein großer Apparat angekurbelt worden.

Schuld daran war Oberinspektor Glen York mit seinem ersten Anruf bei einem Mann namens Sir James Powell…

***

Superintendent Powell, so griesgrämig er sich auch manchmal gab,

war beinahe Tag und Nacht im Dienst.

Wenn er schlief und durch einen Telefonanruf gestört wurde, machte ihm das nichts. Der Apparat stand neben seinem Bett. In dieser Nacht hatte sich Sir James noch nicht hingelegt, als sich der moderne Quälgeist meldete.

Er hob ab.

»Entschuldigen Sie die Störung, Sir. Hier spricht Oberinspektor York. Es sind Dinge passiert, über die Sie unbedingt informiert sein sollten.«

»Reden Sie.«

Glen York berichtete.

Der Superintendent hörte zu, ohne ihn zu unterbrechen. Am Schluß des Gesprächs sagte er: »Ich danke Ihnen für den Anruf. Unternehmen Sie weiterhin nichts, alles andere liegt bei uns.«

»Jawohl, Sir.«

Nachdenklich legte der Superintendent den Hörer auf die Gabel.

Er atmete einmal tief durch, ging in die kleine Küche und nahm eine Flasche Wasser vom Regal. Er schenkte sich ein Glas halbvoll und löste eine Tablette darin auf. Langsam trank er und dachte dabei über die neue Lage nach.

John Sinclair, sein bester Mann, war entführt worden. Daran gab es keinen Zweifel. Doch von wem? Und warum?

Feinde hatte er genug. Sir Powell war bestens informiert. Er wußte um Asmodina und Dr. Tod, kannte ihre finsteren Pläne, und er wußte auch, daß John Sinclair auf deren Abschußliste ganz oben stand. Wenn seine Gegner ihn einmal in ihrer Gewalt hatten, gab es kaum eine Chance für den Geisterjäger.

Es mußte etwas getan werden – und zwar so rasch wie möglich, das war auch Sir James klar.

Zum Glück war Geisterjäger John Sinclair kein Einzelgänger. Er hatte Freunde, die mit ihm zusammenarbeiteten und auf die er sich verlassen konnte.

Suko, den Chinesen, und auch Bill Conolly, einen ehemaligen Reporter. Sir Powell kannte beide.

Und wieder einmal griff in dieser Nacht jemand zum Hörer des Telefons…

***

Shao sah ein wenig müde aus. Kein Wunder, wenn man im ersten Tiefschlaf aus dem Bett geholt wurde. Doch sie hatte es sich nicht nehmen lassen und war mit Suko aufgestanden, um ihm eine Tasse Tee zu kochen.

Der Chinese war bereits angezogen, während Shao über ihr dünnes Nachthemd einen Morgenrock gestreift hatte. Das schwarze Haar fiel lang bis auf die Schultern, und sie nahm neben Suko in der kleinen

Küche Platz, wobei sie ihr Kinn auf beide Handflächen stützte.

»Was mag nur mit John geschehen sein?« fragte sie leise.

Der Chinese hob die Schultern und nahm einen Schluck Tee. »Ich weiß es nicht. Wir müssen auf Bill Conolly warten, mit ihm hat Sir Powell telefoniert.«

Shao nickte.

Beide machten sich Sorgen um mich. Umgekehrt wäre es nicht anders gewesen. In diesem Team konnte nicht nur einer arbeiten, da mußte sich der eine auf den anderen verlassen können, denn die Gegner, Heerscharen von Dämonen und andere Horror-Wesen, waren einfach zu mächtig.

In kleinen Schlucken trank Suko den Tee. Man sah ihm nicht an, daß er nervös war. Sein Gesicht sah aus wie immer. Glatt, und in den Mundwinkeln klebte ein leichtes Lächeln.

Shao strich ihrem Freund über das Haar. Seit sie aus Hongkong mit nach London gekommen war, befand sie sich an Sukos Seite und wohnte auch mit ihm zusammen. Sie konnten einander nicht mehr missen.

Suko trank seine Tasse leer und schaute auf die Uhr.

»Eigentlich müßte er kommen«, meinte Shao und hatte den Satz kaum ausgesprochen, als es schellte.

»Das ist er«, rief Suko und glitt geschmeidig vom Stuhl. Er durchquerte die schmale Diele und drückte die Taste, nachdem er sich durch die Sprechanlage davon überzeugt hatte, daß tatsächlich Bill Conolly unten wartete.

Der Reporter mußte erst mit dem Lift hochfahren, und so dauerte es, bis er im Flur erschien und Suko ihn durch das Guckloch erkennen konnte.

Der Chinese öffnete.

Bill war ziemlich außer Puste. Er hatte sich nicht gekämmt, sein braunes Haar stand wirr nach allen Seiten ab. Der leichte Mantel hing offen über seinen Schultern.

»Grüß dich«, sagte er und betrat die Wohnung.

Shao wartete im Wohnraum. Auch sie wurde von Bill begrüßt. Er warf seinen Mantel über eine Sessellehne.

»Okay, Freunde, was ist los?«

»Das wollen wir von dir wissen«, sagte Suko.

»Ich weiß auch nicht viel. Powell rief mich an und berichtete mir, daß John entführt worden wäre. In einem grünen Range Rover. Wir sollten uns um den Fall kümmern.«

»Mehr hat er dir nicht gesagt?« wunderte sich Suko.

»Doch. Es gab eine Zeugin für die Entführung. Eine gewisse Sarah Goldwyn. Sie wohnt in Mayfair, dort ist schließlich alles passiert.«

»Was suchen wir dann noch hier?« fragte Suko.

»Eigentlich nichts«, gab der ehemalige Reporter ihm recht, schnappte seinen Mantel und war schon auf dem Weg zur Tür.

Shao verabschiedete sich noch von Suko. Sie drückte ihn fest an sich. »Gib auf dich acht.«

»Klar.«

Am Lift holte der Chinese Bill Conolly ein. »Was sagt eigentlich Sheila zu deinem Ausgang?«

Bill zog die Tür auf und ließ Suko den Vortritt. »Nichts.«

»Dann ist es ja gut.«

»Ihr habt von Sheila ein völlig falsches Bild. Sie ist eben besorgt, ich kann das verstehen, doch wir haben uns im Prinzip geeinigt.«

Bills Stimme klang etwas schärfer als gewöhnlich, was Suko natürlich merkte.

»Es war nicht so gemeint«, schwächte er ab.

Bill grinste wieder. »Ich habe es auch nicht so aufgefaßt.«

Der Reporter hatte seinen Porsche verkehrswidrig geparkt. Zum Glück war dies keinem Bobby aufgefallen. Bill warf seinen Mantel auf den schmalen Rücksitz und ließ Suko neben sich einsteigen.

»Du kennst dich aus?« fragte der Chinese.

»Sicher.«

Und ab ging es nach Mayfair. Bill fuhr hart und schnell. Aber nicht so, daß er andere behinderte. In Mayfair selbst mußte er langsamer fahren, so dauerte es seine Zeit, bis die beiden Männer die Adresse gefunden hatten.

Der Reporter stellte seinen Porsche dort ab, wo noch der silbergraue Bentley stand.

Suko schaute in den Wagen. Dann schloß er auf und öffnete auch das Handschuhfach. Dort lag immer eine Ersatzberetta. Er nahm die Waffe und gab sie Bill.

Der Reporter steckte sie ein. »Danke.«

Dann gingen die Männer auf das Haus zu, in dem alles seinen Anfang genommen hatte.

Auf ihr Klingeln hin wurde die Tür erst nur einen Spalt aufgezogen, bis eine Kette sie hielt.

»Ja, bitte?« fragte die alte Dame.

Bill setzte sein Sonntagslächeln auf, und es gelang ihm, die Frau dazu zu überreden, sie einzulassen, ohne daß sie telefonische Rückfragen hielt.

»Wir sind Freunde von John Sinclair«, erklärte Bill.

Mrs. Goldwyn warf Suko einen schrägen Blick zu. »Er auch?«

»Ja.«

»Hm. Meist sind die Chinesen die Bösewichter.«

»Das sind Vorurteile«, schwächte Bill Conolly ab.

»Natürlich, entschuldigen Sie. Darf ich Sie dann hereinbitten?«

Sie betraten den Wohnraum. Die Lady atmete auf, als sie hörte, daß Suko und Bill keine Polizisten waren.

»Die haben nämlich keine Fantasie«, erklärte sie ihre leichte Aversion.

Bill Conolly schaute sich um. Ihn interessierten besonders die zahlreichen Bücherregale. Sie waren vollgestopft mit Romanen und Erzählungen. Dominierend war natürlich die Grusel-Literatur. Aber auch die Krimis kamen nicht zu kurz.

»Sagenhaft«, murmelte Bill. »Sie sind ja eine zweite Mrs. Marple.«

Lady Goldwyn lachte. »So ähnlich. Nur mit dem einen Unterschied, daß ich mir die Bücher immer kaufe und sie nicht in der Bibliothek erst leihe.«

»Tatsächlich?«

»Ja, aber deswegen sind Sie ja nicht gekommen, Gentlemen.«

»Nein, bestimmt nicht. Was ist also geschehen?« wollte der Reporter wissen.

Sarah Goldwyn erzählte. Sie berichtete von Beginn an und ließ dabei nichts aus.

Suko und Bill hörten gespannt zu. Sie nahmen der Frau jedes Wort ab, schließlich sprach die Entführung für ihre Erzählung.

»Das ist allerdings ein Ding«, sagte der Reporter und rieb sich das Kinn.

Suko meinte: »Dann haben wir als einzige Spur nur diesen grünen Range Rover. Ein wenig dünn, nicht wahr, Bill?«

Der nickte.

Doch Mrs. Goldwyn kam mit der großen Überraschung heraus.

»Ihnen kann ich es ja sagen, der Polizei habe ich es nämlich verschwiegen, wissen Sie.«

»Und was, bitte?« fragte Bill.

»Die Kerle, die Ihren Freund entführten, haben nicht aufgepaßt und etwas verloren. Dies hier.« Sie griff wieder in die Tasche und holte eine Plakette hervor, die silbern schimmerte.

Bill Conolly hielt die Hand auf, und Sarah Goldwyn legte ihm die Plakette auf die Finger. »Lesen Sie, Mr. Conolly.«

Bill murmelte die Worte halblaut. »Mr. Mondo.« Er hob den Kopf. »Was ist das?«

»Ich habe keine Ahnung«, meldete sich Mrs. Goldwyn.

Bill schaute Suko an. »Du?«

»Nein, nie gehört«, sagte der Chinese.

Bill runzelte die Stirn. »Mr. Mondo… was kann das bedeuten? Ich weiß es nicht.«

»Laß uns mal überlegen«, sagte Suko.

»Vielleicht ein Pseudonym«, schlug Mrs. Goldwyn vor. »So hört es sich wenigstens an.«

»Könnte sein«, gab der ehemalige Reporter zu. »Nur – für wen?«
»Vielleicht für Dr. Tod?« vermutete Suko.
»Das wäre eine Möglichkeit«, meinte Bill.
»Die Mordliga«, sagte Suko. »Er braucht ja dringend Leute, wenn er seinen Plan in die Tat umsetzen will.«
Bill nickte. Wie auch Suko wußte er ebenfalls über die geheimnisvolle Mordliga Bescheid. Die beiden Männer waren da von mir gründlich eingeweiht worden.
Soviel stand fest: Dr. Tod suchte sechs Mitstreiter, um die Mordliga vollständig zu haben. Zwei hatte er schon: Tokata, der Samurai des Satans, der allerdings seinen linken Arm verloren hatte, und Lady X, eine ehemalige Terroristin. Sollte dieser Mr. Mondo jetzt das dritte Mitglied werden?
Möglich war es.
»Was hat es mit der Mordliga auf sich?« erkundigte sich die alte Dame.
»Ach nichts«, meinte Bill.
»Sie wollen mir nichts sagen?«
»Auch das.«
»Dabei will ich Ihnen nur helfen.«
»Wofür wir Ihnen auch danken«, gab Bill zu. »Aber Sie müssen einsehen, daß der Fall viel zu gefährlich für Sie ist.«
Lady Sarah winkte ab. »Ich bin eine alte Frau. Und in gewissen Dingen bin ich Ihnen sogar überlegen. Sie kommen doch auch nicht weiter. Oder wissen Sie inzwischen, wer Mr. Mondo ist?«
»Nein«, lächelte Bill. »Sie denn?«
»Auch nicht, aber ich hätte einen Vorschlag.«
»Dann raus damit«, verlangte der Reporter.
»Schauen Sie doch mal im Telefonbuch nach.«
Der Satz hatte gesessen. Suko und Bill sahen sich an. Ihre Blicke zeigten ein stummes Einverständnis.
»Da ist was dran«, sagte Bill. Er stand auf. »Wo finde ich das Buch, Madam?«
»In der Diele, wo das Telefon steht.«
Bill Conolly fand den Apparat. Er stand auf einem kleinen Schrank, der zahlreiche Schubladen aufwies.
Der Reporter öffnete die oberste. Dort sah er die dicken Wälzer.
Alle Londoner Anschlüsse paßten nicht in ein Buch.
Suko und Bill teilten sich die Arbeit.
Nach einer halben Stunde hatten sie es geschafft. Sie verglichen, und Mrs. Goldwyn schaute ihnen dabei über die Schultern zu.
Suko hatte vier Mondos, Bill 18.
»Das gibt eine Suche«, stöhnte er und rieb sich die Augen.
»Unsinn, junger Mann, zeigen Sie mal«, sagte Lady Sarah und nahm

Bill den Zettel aus der Hand.
Der Reporter wagte gar nicht zu protestieren, gegen die resolute alte Dame kam er sowieso nicht an.
Die schaute sich die Namen an. »Ist doch ganz einfach«, sagte sie dann. »Ich weiß, wo dieser Sinclair gefangen gehalten wird.«
»Und?« echote Bill.
»Hier steht es doch. Marvin Mondo. Klinik für psychisch Kranke. Das muß es sein, denn wo kann man einen Menschen besser verstecken als in solch einem Bau?«
Bill schlug mit der Faust auf den Tisch. »Verdammt, das könnte stimmen.« Er schaute Suko an. »Was ist, nehmen wir die Klinik unter die Lupe?«
Der Chinese nickte. »Und wie, mein Freund. Und wie!«
Das geheimnisvolle Lächeln der alten Dame sahen die beiden Männer nicht…

***

Freunde, mir ging es schlecht! Und das war noch geschmeichelt.
Eigentlich hätte ich sagen müssen hundsmiserabel. Ich lag auf der Ladefläche des Rover und konnte mich nicht rühren.
Der Grund war einfach.
Man hatte mich gefesselt. Aber nicht mit Stricken oder Schnüren, wie es normal gewesen wäre, sondern so raffiniert, daß eine Befreiung unmöglich war.
Stahlklammern hielten meine Arm- als auch Beingelenke. Sie saßen so fest, daß ich mich nicht einmal rühren konnte. Und sie waren am Boden der Ladefläche befestigt.
Es war eine verdammte Situation. Ich merkte jede Unebenheit im Boden. Der Range Rover, mit einer weichen Federung sowieso nicht verwöhnt, gab alles an mich weiter.
Hinzu kamen die Schmerzen in meinem Schädel.
Der Hieb in den Nacken war mörderisch gewesen. Er hatte mich buchstäblich von der Platte gehauen, noch jetzt schmerzte mein Genick bis in die Schultern hinein.
Bei dieser Lage hörte man wirklich alle Engel singen.
Und die Kerle fuhren wie die Teufel. Sie jagten in Kurven hinein, ich hörte das Kreischen der Reifen, doch die Fesseln hielten mich so stramm, daß sich die Zentrifugalkräfte nicht auf meinen Körper übertrugen.
Zudem war mir schlecht.
Immer wieder wanderte mein Magen in Richtung Kehle hoch, und mehr als einmal mußte ich kräftig schlucken.
Verdammt, wo war ich da nur wieder hineingeraten?
Von meinen Feinden sah ich nichts. Mein Blick fiel stur gegen die

Decke der Ladefläche, mehr war nicht drin.

Um den Kreislauf nicht ganz einschlafen zu lassen, bewegte ich wenigstens meine Finger und auch die Zehen. Das klappte, weil die Klammern erst an den Gelenken begannen.

Da ich nicht viel erkennen konnte, verließ ich mich auf mein Gehör. Es war noch immer dunkel. Lange war ich demnach nicht bewußtlos gewesen. Verkehrsgeräusche allerdings waren kaum zu hören. Deshalb schätzte ich, daß wir London bereits hinter uns gelassen hatten.

Wo schleppten mich die Kerle hin? Das war die große Frage, und meine Neugierde auf die Antwort überwog fast noch die Angst vor der Zukunft.

Und vor allen Dingen, wer hatte mich da in seine Gewalt bringen lassen? Ein abgekartetes Spiel war es nicht gewesen, mehr ein unglücklicher Zufall.

Mit einem Werwolf hatte es angefangen. Er hatte sich in das Haus der alten Dame verirrt. Dann tauchten zwei Kerle auf, die mich an Zombies erinnerten. Sie wollten die Bestie abholen.

Für wen und warum?

Alles Fragen, auf die ich vielleicht später eine Antwort bekommen würde. Falls es überhaupt ein später gab, denn ich war völlig waffen- und hilflos.

Man hatte mir die Beretta abgenommen, nur das Kreuz besaß ich noch. Seinen Druck spürte ich auf meinem Rücken, es war das einzig angenehme Gefühl.

Lange war der Wagen jetzt geradeaus gefahren. Auch hörte ich nichts von entgegenkommenden Fahrzeugen.

Ich nahm an, daß wir uns auf einer der zahlreichen Ausfallstraßen befanden, die von der Stadt weg in alle vier Himmelsrichtungen führten.

Die beiden Männer im Führerhaus unterhielten sich nicht. Sie blieben stumm wie die Fische.

Dann wurde der Wagen abgebremst und nach rechts in eine Kurve gezogen.

Am Schalten erkannte ich, daß der Weg in die Höhe führte. Und er wurde schlechter. Der Range Rover hoppelte, sprang über Bodenwellen, was ich wiederum zu spüren bekam, denn die Stiche in meinem Schädel verdoppelten sich.

Ich biß die Zähne zusammen. Ein angenehmes Gefühl war es wirklich nicht, eher schon eine Marterung. Ich atmete durch die Nase, meine Zähne klapperten aufeinander, und als ich mich gerade so einigermaßen an alles gewöhnt hatte, wurde der Range Rover in eine Linkskurve gezogen und über eine Fahrbahn getrieben, die glatt asphaltiert war.

Endlich eine Linderung.

Noch eine Minute Fahrt.
Dann stoppte der Wagen.
Ich vernahm Stimmen, verstand jedoch nicht, was gesprochen wurde. Dafür quietschte etwas. Es hörte sich an wie ein schlecht geöltes Garagentor, das langsam in die Höhe geschoben wurde.
Wieder fuhr der Wagen an.
Die nächsten Meter ging es bergab. Und es wurde dunkel.
Klar, wir waren auch vorher durch die Dunkelheit gefahren, aber diese hier war anders.
Stockfinster. Auch schaltete der Fahrer nicht die Scheinwerfer an, er fuhr einfach weiter und stoppte dann.
Danach knirschte etwas, als würde Stein über Stein reiben.
Der Wagen ruckte wieder an. Und es wurde hell. Kalter Schein fiel durch die Scheiben und erhellte auch die Umgebung auf der Ladefläche.
Im Schrittempo ging es jetzt weiter. Und als das Fahrzeug dann hielt, stiegen die beiden Männer im Führerhaus aus.
Ende der Reise.
Mein Herz schlug plötzlich bis zum Hals. Aus Angst, aber auch aus Neugierde. Die Kerle, die mich schon überwältigt und hergefahren hatten, öffneten die hintere Tür.
Einer kroch auf die Ladefläche. Er hatte einen Schlüssel in der Hand und schloß damit meine Fußklammern auf. Dann waren die Klammern an den Handgelenken an der Reihe.
Endlich war ich frei.
Doch was nützte mir das?
Nichts.
Meine Fußgelenke wurden von zwei harten Fäusten gepackt, und dann zog man mich wie ein altes Brett von der Ladefläche des Rover. Bevor ich mit dem Oberkörper kippte, konnte ich mich gerade noch auf dem Boden abstützten, sonst hätte ich mir womöglich den Hinterkopf eingeschlagen.
Trotzdem knickten meine Arme ein.
Unter den Händen fühlte ich glatten, kalten Beton. Auf dem Rücken blieb ich liegen.
Vier Gestalten hatten mich umringt. Die beiden neu hinzugekommenen glichen denen, die mich abgeholt hatten, aufs Haar. Wie Marionetten, dachte ich, und wieder kam mir der Begriff Zombie in den Sinn, doch sie hatten mir erklärt, daß sie vor Silberkugeln keine Angst verspürten.
Wenn es stimmte, was waren sie dann?
»Hebt ihn hoch!« Die metallen klingende Stimme drang aus dem Lautsprecher, der über der Decke angebracht worden war.
Acht Fäuste packten mich.

Dann stand ich.

Ich war so wacklig auf den Beinen, daß mich die Kerle stützen mußten. Vor meinen Augen drehte sich alles, an Widerstand war überhaupt nicht zu denken. Ich war froh, daß ich noch lebte.

Und ich schaute mich um.

Wir befanden uns in einem breiten Betongang, von dem ich annahm, daß er unter der Erde lag. Von irgendwoher wurde künstliche Luft eingeblasen, sie war kühl und irgendwie anders.

Nicht nur einen Lautsprecher gab es an der Decke, sondern gleich drei. Sie waren in ebenso regelmäßigen Abständen angebracht wie auch die langen Leuchtstoffröhren.

»Schafft ihn zu mir!« Wieder eine Stimme. Der Sprecher mußte uns beobachten.

Ich wußte auch wieso.

Am Ende des Ganges sah ich die Linse einer Kamera. Bestimmt hockte der Knabe vor irgendeinem Monitor und bekam alles mit.

Wir gingen bis zum Ende des Ganges. Meine Bewacher ließen die zahlreichen Stahltüren rechts und links geschlossen.

Vor der größten, am Gangende, über der das Auge klebte, blieben wir stehen.

Die Aufpasser hatten mich in die Mitte genommen. Zwei standen rechts und links und zwei hinter mir. Vorn war die Tür, einen Fluchtgedanken konnte ich mir abschminken.

Plötzlich fuhren die beiden Türhälften auseinander. Das geschah ohne Vorwarnung, und ich ruckte unwillkürlich ein Stück zurück, weil ich überrascht worden war. Sofort umklammerten die harten Fäuste meine Arme.

»Schon gut, Freunde«, sagte ich. »Ich will ja gar nichts von euch.«

»Eintreten!« schnarrte die Stimme.

Das Ganze hier erinnerte mich an einen alten Film mit Dr. Mabuse, den ich irgendwann mal gesehen hatte. Auch er hatte sein Reich unter der Erde, und wer hier das Sagen hatte, auf den war ich gespannt.

Natürlich hatte ich schon während der Fahrt darüber spekuliert und nachgedacht. Mir waren so ziemlich alle Namen eingefallen, vor allen Dingen einer.

Dr. Tod!

Ich würde mich nicht wundern, wenn er mich plötzlich hier empfing. Bei dem Gedanken allerdings bekam ich weiche Knie. Er wußte, wer ich war, ob dies einem anderen auch bekannt war, stand in den Sternen.

Ich durfte vortreten.

Ziemlich überrascht betrat ich einen als Wohn-, Arbeits- und Laborraum eingerichteten Keller. Mein Blick fiel auf einen langen und breiten Schreibtisch, hinter dem ein glatzköpfiger Mann saß, der mich

durch zwei Brillengläser kalt fixierte. Hinter ihm nahmen Regale die Wand ein. Links von ihm stand eine bequeme Sitzgruppe, während der von mir aus gesehen rechte Teil des Kellers von dem Labor eingenommen wurde.

Es war eine Mischung aus Alchimistenküche und moderner Elektronik-Werkstatt.

»Kommen Sie näher!« forderte mich der Mann auf. Er sprach jetzt normal, nicht über Lautsprecher verstärkt.

Hinter mir schwang die Tür wieder, und auch meine vier Bewacher blieben zurück.

Rechts summte es im Labor. Über Bildschirme und Oszillographen tanzten Linien und Kurven. Ich sah auch vier Glaskäfige an der Wand, die vorn eine Tür hatten. Menschen paßten bequem in solche Dinger hinein. Etwa in Höhe der Köpfe befanden sich Elektroden.

Einen Schritt vor dem Schreibtisch blieb ich stehen.

Wir schauten uns an.

Ich versuchte, einen möglichst gelassenen Blick aufzusetzen, während mich der Glatzkopf fixierte wie die Schlange, die dicht davorstand, ein Kaninchen zu verspeisen.

So kam ich mir nicht gerade vor, denn so wehrlos wie ein Karnickel war ich nicht.

Der Kerl hatte einen Kopf, der mich an eine Kugel erinnerte.

Wirklich, kein einziges Haar wuchs auf seinem blanken Schädel.

Wahrscheinlich rasierte er ihn jeden Tag. Die Nase war breit und klein, die Nasenlöcher ein wenig nach außen gebogen, so daß der Vergleich mit Nüstern gar nicht weit hergeholt war. Eine randlose Brille saß vor den kalten blauen Augen. Der Mund war ein wenig zu weich, die Unterlippe leicht vorgestülpt, und den Hals sah ich überhaupt nicht. Der Kopf schien in den weißen Kittelkragen zu wachsen. Die Hände des Mannes lagen auf dem Schreibtisch. Und sie boten für mich eine Überraschung, denn die Finger waren lang und schmal, gleichzeitig aber auch kräftig, ein Zeichen, daß sie zupacken konnten.

Er schnaubte und fragte dann: »Wer sind Sie?«

»Müßte ich Ihnen das sagen?«

Der Glatzkopf runzelte die Stirn, so daß sie Ähnlichkeit mit einem Waschbrett bekam. »Es wäre vielleicht besser für Sie und unsere Zusammenarbeit.«

»Wer sagt Ihnen, daß ich bereit bin, mit Ihnen zusammenzuarbeiten?«

Er nickte. »Das ist richtig. Nur wird Ihnen nichts anderes übrigbleiben. Ich habe Mittel, Sie zu behandeln und Sie zu zwingen, das mal vorweggenommen. Verstehen wir uns?«

»Natürlich.«

»Gut, dann sagen Sie mir endlich Ihren Namen.«
»Ich heiße John Sinclair.«
»Aha.« Mehr sagte er vorerst nicht. Aber er überlegte. »Müßte ich ihn schon gehört haben?«
»Kaum.«
»Irgendwie kommt er mir bekannt vor. Ich werde mich schon erinnern. Was sind Sie von Beruf?«
»Polizist!«
Seine Augen weiteten sich ein wenig. Sonst sah ich keine Reaktion in dem glatten Gesicht mit der leicht rosig schimmernden Haut.
»Polizist?« Er lachte plötzlich. »Und so etwas haben mir meine beiden Lieblinge angeschleppt. Nicht zu fassen. Wie ist es dazu gekommen?«
»Eine ältere Frau rief mich an. Sie sprach von einem Einbrecher. Als ich erschien, rückte sie mit der Sprache heraus und sagte, es wäre ein Werwolf. Ich lachte sie aus, wurde jedoch eines Besseren belehrt und sah das Tier.«
»Was geschah?«
Jetzt log ich. »Er flüchtete.«
Würde er das schlucken? Lange schaute er mich an. »Ja, es kann sein, denn gegen einen Werwolf wären Sie niemals Sieger geblieben. Ich hatte den beiden den Auftrag gegeben, den Werwolf wieder einzufangen, nachdem er mir entwischt ist. Jetzt wird er sich natürlich in London herumtreiben, dabei ist seine Zeit noch gar nicht reif. Dumm, sehr dumm, aber nicht zu ändern.«
»Darf ich auch mal eine Frage stellen?« erkundigte ich mich.
»Bitte.«
»Wer sind Sie?«
»Mein Name ist Marvin Mondo. Man nennt mich auch den Monster-Macher…«

***

Ich erschrak, aber ich zeigte es nicht. Monster-Macher nannte er sich. Sollte man das jetzt im wahrsten Sinne des Wortes auffassen, oder hatte er den Namen nur so einfach in die Diskussion geworfen? Daran glaubte ich nicht, doch wenn er der Monster-Macher war, hatte er dann auch den Werwolf erschaffen?
Mondo lachte. »Sie sagen ja gar nichts.«
»Eigentlich kann ich mir darunter schlecht etwas vorstellen«, erwiderte ich.
»Dann will ich es Ihnen erklären, Sinclair!« Marvin Mondo schob seinen Ledersessel zurück und stand auf. Ich mußte ein Grinsen unterdrücken, denn Mondo war eine Sitzgröße. Das heißt, im Stehen war er kaum größer. Doch wenn man den brutalen Ausdruck in seinen Augen sah, verging einem das Grinsen.

Er schritt um seinen Schreibtisch herum und ging auf mich zu.
»Kommen Sie, Sinclair, kommen Sie!«
»Und wohin?«
»Sie brauchen sich nur umzudrehen.«
Das tat ich auch, und ich spielte bereits mit Fluchtgedanken, wollte aber noch abwarten.
Marvin Mondo blieb stehen. »Nummer eins«, sagte er.
Einer der vier Aufpasser trat vor. Er war auch in dem Haus der Sarah Goldwyn gewesen.
»Wer bist du, Nummer eins?« fragte Mondo.
»Ein Monster.«
»Wieso?«
»Du bist mein Herr. Und du hast mich zu dem gemacht.«
»Dann bist du kein Mensch?« fragte Mondo.
»Nein.«
»Auch kein Zombie?«
»Nein.«
Mondo schaute mich an und lächelte hintergründig. »Sie sehen, Sinclair, er hält sich für ein Monster. Glauben Sie daran, daß er eins ist?«
Ich dachte an meine Auseinandersetzung und daß ich keinen Atem gespürt hatte. Trotzdem wollte ich es nicht so einfach zugeben. »Ein Monster? Ich weiß nicht. Monster habe ich mir immer ganz anders vorgestellt. Mehr wie in den Kinofilmen.«
Mondo fixierte mich scharf. Die Augen hinter den Brillengläsern funkelten. »Entweder halten Sie mich hier für dumm, oder Sie verstellen sich.«
»Nein, Mr. Mondo. Ich habe wirklich von einem Monster immer ein anderes Bild gehabt.«
»Natürlich, natürlich, entschuldigen Sie. Ich werde Ihnen den Rest der kleinen Demonstration auch noch zeigen. Schauen Sie genau hin, Sinclair. Sie werden jetzt etwas Einmaliges erleben.« Er wandte sich wieder an seinen Diener. »Nummer eins. Bist du bereit?«
»Ja.«
»Dann zeige ihm, daß du ein Monster bist!«
Nummer eins ließ sich nicht lange bitten. Er hob beide Arme, bog die Hände nach innen und faßte mit allen zehn Fingern in seine Haare. Mit einem Ruck riß er sich dann den eigenen Kopf vom Rumpf!

***

Ich bekam Stielaugen!
Plötzlich lief ein kalter Schauer über meinen Körper, die Haare hinten im Nacken stellten sich aufrecht, und ich hatte Mühe, ein wildes Zittern zu unterdrücken.

Das gab es doch nicht.

Dieser Kerl hatte tatsächlich seinen Kopf abgerissen.

Ich hörte Marvin Mondos Lachen und erwachte wie aus einem tiefen Traum. Dabei schaute ich Mr. Mondo an.

Der amüsierte sich köstlich. »Ich habe Ihnen doch gesagt, Sinclair, er ist ein Monster.«

Ich schluckte, drehte meinen Kopf und schaute wieder auf den Mann, der seinen eigenen Schädel in den Händen hielt. Das Gesicht grinste sogar, die Augen blickten hart und kalt, und als er zu sprechen begann, dachte ich: Jetzt schnappst du über!

»Na, Sinclair, wie gefällt dir das?«

Er hielt seinen Kopf in der Hand, und die Lippen bewegten sich.

Das mußte sich mal einer vorstellen. Ich kann das Grauen kaum beschreiben, das mich in diesen Augenblicken umklammert hielt.

Meine Gegner ließen mir Zeit. Sie beobachteten mich nur lauernd und warteten ab.

Dann, als ich mein Grauen überwunden hatte und wieder klar denken konnte, erkannte ich die kaum sichtbare schmale Verbindung zwischen Kopf und Rumpf.

Ein dünner Draht!

Ein Gedanke zuckte in meinem Hirn auf. Stand hier ein künstlicher Mensch vor mir? Und war Marvin Mondo der Schöpfer dieses Wesens? Hatte er durch seine Arbeit einen alten Traum der Menschheit erfüllt, der selbst in Goethes Faust aufgegriffen wurde?

»Es reicht«, sagte Mr. Mondo.

Das Geschöpf gehorchte. Wie wir einen Hut nehmen, so setzte er seinen eigenen Kopf wieder auf den Rumpf zurück.

Ich hatte Mühe, mich zu fassen, und Mondo merkte dies.

»Sie haben mein Geheimnis kennengelernt«, erklärte er mir.

»Glauben Sie immer noch, daß ich Sie gehen lassen kann?«

»Warum nicht?« fragte ich naiv.

Er lachte. »Damit Sie alles weitererzählen, nicht wahr? Nein, mein Freund, das kommt nicht in Frage.«

Ich wechselte das Thema, wollte so viel Informationen wie eben möglich sammeln. »Wie haben Sie das geschafft?«

»Es war schwierig, wirklich, aber ich hatte Zeit zu forschen. Jahrelang habe ich mich damit beschäftigt, doch Erfolge sind mir erst in der letzten Zeit gelungen, als ich Hilfe von anderer Seite bekam.«

In mir stieg ein furchtbarer Verdacht hoch. »Wer hat Ihnen denn geholfen?« erkundigte ich mich.

»Die Hölle!«

Ich lächelte skeptisch.

Er merkte das, und sein Gesicht wurde starr. »Ja, die Hölle stand mir zur Seite, Sinclair. Der Satan hatte ein Einsehen. Mit Schwarzer Magie

läßt sich viel erreichen.«
»Dann sind Sie ein Magier?«
»Nein, Wissenschaftler.« Er lächelte schmal. »Ein altes Thema, die Erschaffung eines künstlichen Menschen. Ich habe das Rätsel gelöst, doch es fehlte das, was dem Menschen das endgültige Leben einhaucht. Die Seele.«
»Und die gab Ihnen der Teufel?«
»Richtig!«
Ich schwieg, und er sah sich daraufhin genötigt, noch mehr zu reden und sich in Szene zu setzen. »Das ist noch nicht alles. Durch meinen Kontakt zur Hölle erfuhr ich, daß ich nicht der einzige auf der Welt bin, der sich mit Schwarzer Magie beschäftigt. Es gibt noch andere, die so denken wie ich.«
Jetzt kommt er zum Thema, dachte ich. Und ich sollte mich nicht getäuscht haben.
»Kennen Sie Asmodina?«
Und ob ich die kannte. Nur sagte ich ihm dies nicht. Ich log.
»Nein, nie gehört.«
»Sie hat mir geholfen, denn sie ist die wahre und einzige Tochter des Teufels.«
»Das klingt märchenhaft«, sagte ich.
»Es geht aber noch weiter. Asmodina steht nicht allein. Sie hat Helfer. Zahlreiche Helfer sogar. Ganze Dämonenheere stehen ihr zur Verfügung, und sie hat einen Vertreter auf dieser Erde, der mit mir eine Allianz eingehen will. Sein Name – Dr. Tod!«
Das mußte ja kommen.
Dr. Tod!
Lange genug hatte ich nichts von ihm gehört. Jetzt tauchte sein Name wieder auf. In Verbindung mit Mr. Mondo, einem wissenschaftlichen Genie, dessen Treiben aber so satanisch war, daß es schon an Wahnsinn grenzte.
Ich dachte auch an die Mordliga. Diese Organisation wollte Dr. Tod ins Leben rufen, und er suchte dafür Mitstreiter. Marvin Mondo war genau der richtige Partner, den er in seinen Kreis mit aufnehmen konnte.
»Kennen Sie Dr. Tod?« fragte ich.
»Nein, aber ich lerne ihn noch kennen. Sehr bald sogar. Heute schon. Er kommt zu mir!«
Da hatte ich den Salat.
Wenn Dr. Tod tatsächlich heute eintraf und mich hier als Gefangenen entdeckte, war es aus. Dann konnte ich einpacken, denn es würde ihm Vergnügen bereiten, mich zu töten.
Deshalb mußte ich vorher raus! Aber wie? Ich wußte ja nicht einmal, wo ich mich befand.

Da sich Mondo so sicher gab, würde er mir bestimmt erzählen, wo man mich hingeschleppt hatte.

Ich fragte ihn danach.

»Sie befinden sich schon am richtigen Platz, Sinclair. Genau dort, wo Sie hingehören. In einer Nervenklinik!«

Eine tolle Eröffnung. Doch meines Erachtens gehörte Mondo in die Klinik, nicht ich.

»Und wo liegt das Gebäude?«

»Am Stadtrand von London.«

Ich hatte noch weitere Fragen. »Wie ist es Ihnen gelungen, diese Monster zu erschaffen?«

Jetzt lächelte er überheblich. »Kennen Sie die Frankenstein-Geschichte?«

»Ja.«

»So habe ich es auch gemacht.«

Ich schluckte. Dieser Kerl hatte sich also nicht gescheut, Menschen aus Leichenteilen herzustellen. Auch ein alter Traum gewissenloser Verbrecher. Und ihm war es gelungen.

Mein Gott… was rollte da noch alles auf uns zu? Dr. Tod wurde mit diesem Gehilfen noch stärker. Seine Mordliga stand fast, und ich hatte es nicht verhindern können.

»Was haben Sie mit mir vor?«

Marvin Mondo schaute mich lange an, bevor er antwortete. »Ich weiß es noch nicht. Vielleicht werde ich aus Ihnen einen Werwolf machen. Einer ist uns ja ausgebrochen, und wir brauchen Ersatz. Sie wären genau der richtige.«

Das waren wirklich reizende Aussichten. Ich zweifelte keinen Moment daran, daß Mondo seine Drohung auch in die Tat umsetzen würde. Als Werwolf wollte ich nun wirklich nicht herumlaufen.

»Wie gefällt Ihnen das?« wurde ich gefragt.

»Überhaupt nicht!«

Mondo lachte. »Das glaube ich. Würde mir auch nicht gefallen.«

Ich geriet ins Schwitzen. Der Schweiß sammelte sich zu feinen Tropfen in meinem Nacken und rann dann in Bächen den Rücken hinab, wo kalte Bahnen seinen Weg markierten. Es bereitete mir Mühe, mir nichts anmerken zu lassen, und ich fragte: »Wie wollen Sie das anstellen? Ich meine, wie kann man aus einem Menschen einen Werwolf herstellen?«

»Ganz einfach«, erklärte er mir, »durch eine Spritze.«

»Sie verfügen über ein Serum?«

»Ja, ich sagte Ihnen doch, daß ich mich mit Magie beschäftige. Und mit der Wissenschaft. Ich bin ein genialer Arzt«, fuhr er fort, wobei er nicht an Selbstüberschätzung litt. »Es ist mir gelungen, ein Serum zu entwickeln, das aus Menschen reißende Werwölfe macht. Fantastisch,

nicht wahr?«

Dem konnte ich nicht zustimmen. Für ihn war es vielleicht fantastisch. Für mich weniger. Wenn ich daran dachte, was dieser Verbrecher alles anstellen konnte, dann verlor ich fast den Glauben.

Man muß sich einmal vorstellen, ein Serum in der Hand dieses Mannes. Er hatte es sicherlich in Massen hergestellt, deshalb konnte er Hunderte von Menschen zu Werwölfen machen. Da stand uns eine gewaltige Invasion bevor. Eine Bestie hatte ich ja schon erlebt.

Ich sollte der zweite sein.

»So nachdenklich?« höhnte er.

»Ja, ich malte mir soeben die Folgen aus.«

Mondo lachte. »Für Sie müssen sie schlimm aussehen. Für mich jedoch sind sie lebensnotwendig.«

Ich schwieg.

Mondo schaute auf seine Uhr. »Ich glaube, es wird Zeit für mich«, sagte er. »Ich bekomme bald Besuch.« Er nickte den vier Monstern zu. »Kümmert euch um ihn. Ihr wißt ja, was ihr zu tun habt!«

Nummer eins lachte krächzend. »Und ob!«

Marvin Mondo verschwand. Er warf mir nicht einmal mehr einen Blick zu, als er den Raum verließ.

Die Tür ließ er offen. Für mich ein Beweis, daß man mich aus diesem Raum hier schleppen wollte.

Ich schaute mir die Kerle an. Man sah es kaum, daß sie Monster sein sollten, sie ähnelten wirklich uns Menschen, aber den Beweis hatte ich schließlich bekommen.

»Geh mit!« verlangte Nummer eins.

»Und wohin?«

»Das wirst du schon sehen!«

Sollte ich sie angreifen? Hier standen vier gegen einen, ein schlechtes Verhältnis. Oder sollte ich warten, bis sie mich irgendwohin führten, wo es unter Umständen eine bessere Chance gab?

Ich entschied mich für die zweite Möglichkeit.

»Los jetzt!« Nummer eins war ungeduldig geworden.

Ich hob beide Arme. »Keine Panik, Freunde, ich gehe ja schon mit.« Langsam setzte ich mich in Bewegung und schaffte es sogar, die vier Typen anzugrinsen.

Sie nahmen mich wieder in die Mitte, so daß meine Fluchtchance minimal blieb.

Wieder marschierten wir durch den unterirdischen Flur.

Der Wagen parkte noch immer in dem langen Gang. Er kam mir wie ein Hoffnungsschimmer vor. Aber ihn entern und verschwinden, das konnte ich nicht.

Sämtliche Ausgänge waren geschlossen.

Ich mußte weiter auf eine Chance lauern.

Bis zum Range Rover gingen wir nicht, sondern schwenkten zuvor nach rechts und blieben vor einer Tür stehen. Erst jetzt sah ich den in der Wand eingelassenen Knopf.

Nummer eins legte seinen Zeigefinger darauf.

Die Stahltür schob sich zur Seite. Gleichzeitig wurde ich vorgestoßen, taumelte in den fast kahlen Raum hinein und hatte Mühe, mich auf den Beinen zu halten.

Die vier folgten mir.

Die Tür schloß sich automatisch.

Ich drehte mich um und sah in die Visagen meiner vier Aufpasser. Die Monstermenschen grinsten. Es machte ihnen Spaß, mich in die Mangel zu nehmen, das sah ich ihnen an.

Aber kampflos würde ich mich nicht ergeben.

Einer trennte sich von den anderen und ging auf das einzige Möbelstück zu, das der Raum beherbergte.

Es war ein Stuhl.

Und darauf lag ein Gegenstand, den ich erst erkannte, als er hochgehoben wurde.

Da aber fuhr mir der Schreck durch alle Glieder.

Hatte Mondo nicht von einer Irrenanstalt gesprochen? Klar, und was sein Diener mir mit teuflischem Grinsen präsentierte, war nichts anderes als eine Zwangsjacke!

Jetzt wußte ich, was sie mit mir vorhatten.

Wenn ich einmal darinsteckte, kam ich ohne Hilfe nicht mehr heraus. Wer sollte mir hier schon helfen, in diesem verdammten Haus, von Feinden umgeben.

Keiner!

Nummer eins übernahm wieder die Initiative. »Machen Sie keine Schwierigkeiten. Es ist wirklich besser für Sie.«

Er nickte dem Typ mit der Zwangsjacke zu, und der setzte sich voller Vorfreude in Bewegung.

Sein Ziel war ich!

***

Der Taxifahrer hatte nur den Kopf geschüttelt, als Mrs. Goldwyn ihm ihr Ziel nannte.

»Haben Sie sich nicht getäuscht?« fragte er.

»Wieso?«

»Das ist eine Irrenanstalt.«

Lady Sarah lächelte. »Was macht das schon? Jeder von uns ist doch ein wenig verrückt.«

»Wenn Sie das sagen, Madam.« Der Driver stellte das Taxameter an und sprach während der gesamten Fahrt kein einziges Wort.

Nur schielte er hin und wieder in den Innenspiegel, um einen Blick

auf seinen weiblichen Fahrgast zu werfen. Er sah dann eine ältere Frau mit dunklem Hut und ebenso dunkler Kleidung, die steif in dem Wagen saß und nur hin und wieder den Kopf drehte, um aus dem Fenster zu schauen. Ihren altertümlichen Regenschirm hatte sie neben sich gestellt und eine Hand auf dem gebogenen Griff liegen.

Die Fahrt ging in Richtung Norden. Sie durchquerten die Stadtteile Bloomsbury und Pentonville, die Gegend wurde ländlicher, waldreicher, aber von der Klinik war nichts zu sehen.

Der Mond stand am Himmel. Er war noch nicht ganz aufgegangen, es fehlte allerdings nicht mehr viel.

Dann bog der Wagen ab.

Um diese frühe Morgenstunde war es das einzige Fahrzeug, das der Klinik entgegenfuhr. Die Scheinwerfer des Taxis tanzten über weite Rasenflächen, die leicht anstiegen, zu einem Hügel wurden, auf dessen Kuppe das Sanatorium stand.

Wenig später stoppte der Fahrer.

»Okay, Madam, hier ist die Reise zu Ende.« Er nannte einen hohen Fahrpreis, den Sarah Goldwyn ohne zu zögern beglich. Nur als sie ausstieg, sagte sie: »Mister, Sie sind ein Wucherer.«

Der Fahrer grinste, drehte und fuhr ab.

»Kein Verlaß mehr auf die Menschen«, murmelte die Lady und stapfte mit dem Fuß auf.

Sie gestattete sich einen Rundblick.

Vor ihr lag die Klinik. Ein Schild wies darauf hin, daß kurz vor ihr Privatgelände begann und das Betreten nur mit Erlaubnis der Klinikleitung gestattet war. Besucher ausgenommen.

Lady Sarah hielt sich für einen Besucher und schritt forsch den breiten, gut ausgebauten Weg hoch, der zum Haus führte. Er durchschnitt ein parkähnliches Gelände, in dem hohe Bäume standen, die bereits ihre ersten Blätter verloren. Sie fielen zu Boden und auf die hell gestrichenen Bänke, die überall herumstanden und zum Verweilen einluden.

Kaum einer wäre auf den Gedanken gekommen, hier eine Nervenklinik vorzufinden.

Das Gebäude konnte man wirklich als kolossal bezeichnen. Eine breite gewundene Treppe führte auf den Bau zu. Am Fuß der Treppe standen auf Sockeln zwei Steinfiguren – Frauen, die irgendwie den Göttinnen der Antike ähnelten. Die Treppe lief vor einem mächtigen Eingangsportal aus.

Imponierend das alles, stellte Lady Goldwyn fest. Sie wußte auch, daß sich hinter der blendenden Fassade oft viel Schmutz verbarg.

Von einem äußeren Erscheinungsbild ließ sie sich auf keinen Fall täuschen.

Kein Mensch ließ sich blicken.

Auch brannte hinter den zahlreichen Fenstern kein Licht. Das Gebäude war völlig dunkel, bis auf den Eingang. Er war beleuchtet.

Gemächlich schritt die ältere Dame die breite Treppe hoch und näherte sich der großen Glastür. Zwei Strahler leuchteten sie an und erzeugten auf der Fläche blitzende Reflexe.

Natürlich war die Tür verschlossen, doch Sarah Goldwyn gab nicht auf, sie hatte noch nie in ihrem Leben aufgegeben. Als sie nämlich durch die Tür schaute, sah sie wie bei einem Krankenhaus eine moderne Portiersloge, die auch zu dieser Stunde besetzt war.

Und zwar von einer Frau.

Sie hatte die Besucherin noch nicht gesehen, so sehr war sie mit dem Lösen eines Kreuzworträtsels beschäftigt.

Sarah Goldwyn schaute nach und entdeckte neben der Tür den Knopf einer Klingel.

Ihn vergrub sie unter ihrem Zeigefinger.

Das Klingeln selbst hörte sie nicht, sah jedoch, wie die Frau in der Portierloge ruckartig den Kopf hob und zur Tür schaute.

Sarah lächelte und winkte.

Sie hatte damit Erfolg, denn es wurde aufgedrückt. Sorgfältig trat Sarah auf einem breiten Gitterrost ihre Füße ab, bevor sie die Klinik betrat. Den Regenschirm hatte sie sich über ihren Unterarm gehängt. Sie war ganz Dame und ließ sich äußerlich nichts anmerken, obwohl ihr Herz stark klopfte.

Vor der Loge blieb sie stehen.

Die Krankenschwester, eine Frau um die 50, dazu mit herben Gesichtszügen und einem leichten Damenbart, fragte nach den Wünschen der Sarah Goldwyn.

Die Lady stellte sich vor.

»Und was wollen Sie hier?«

»Jemand besuchen. Meinen Sohn Theo.«

»Wissen Sie eigentlich, wie spät es ist?« wurde die Lady angefaucht.

»Ja«, erwiderte sie mit überraschender Offenheit.

»Und dann wagen Sie es, einfach hier hereinzuplatzen?« Die Haubenlerche holte tief Luft. »Mensch, verschwinden Sie.«

Die Lady legte ihr Gesicht in traurige Falten. »Aber das geht doch nicht, Miß…«

»Wieso nicht?«

»Ich habe das Taxi wieder weggeschickt.«

»Das ist Ihr Problem, nicht meines. Sie können hier die Nachtruhe nicht stören. Wo kämen wir denn hin, wenn das jeder machen würde. Sind Sie eigentlich noch normal?«

Als die alte Dame lächelte, ging der Krankenschwester der Doppelsinn ihrer Worte wohl auf, schließlich befand man sich hier in einer Irrenanstalt.

Sie wurde grob. »Raus jetzt!«

»Nein.«

Jetzt wurde die Schwester rot im Gesicht und sprang sogar vom Stuhl hoch. »Soll ich erst ein paar Pfleger holen?«

Sarah lächelte mitleidig. »Ich bin eine alte Frau und habe auch kein Schießeisen. Aber wenn Sie meinen, daß die Pfleger…«

»Nein, Oma, mit dir werde ich auch allein fertig.« Die Krankenschwester verließ ihren Platz und ging auf die Tür zu, die sich an der linken Seite der Loge befand.

Auch Lady Sarah setzte sich in Bewegung, wobei sie den Regenschirm von ihrem Unterarm gleiten ließ.

Auf halbem Wege trafen die beiden Frauen zusammen.

Sarah Goldwyn hatte den Schirm schon erhoben. Und mit der Krücke schlug sie einmal kurz und kräftig zu.

Die Krankenschwester hatte etwas sagen wollen, doch sie blieb mit offenem Mund stehen, verdrehte dann die Augen und taumelte rückwärts.

Lady Sarah verpaßte ihr noch einen Schlag.

Das reichte.

Die Haubenlerche fiel zu Boden. Die Lady fing sie auf, damit sie sich nicht wehtat.

»So, das wäre geschafft.«

Sie zog die Bewußtlose in die Loge hinein, was für sie schon Schwerstarbeit war. Dann schaute sie sich nach einem geeigneten Versteck um und entschied sich, die Frau unter das Pult mit den zahlreichen Telefonanschlüssen zu rollen.

Gedacht – getan.

Kaum war sie damit fertig, hörte sie Schritte. Blitzschnell duckte sich die alte Dame. Wenn sie jetzt entdeckt wurde, behielt man sie vielleicht da.

Die Schritte wurden lauter. Jemand räusperte sich, dann ging er an der Portiersloge vorbei.

Lady Sarah riskierte ein Auge.

Ein Pfleger im weißen Anzug schritt auf einen der Aufzüge zu und verschwand in der Kabine.

Der Kelch war noch einmal an der alten Dame vorbeigegangen.

Sie atmete auf.

Bevor Lady Sarah sich aufrichtete, warf sie noch einen Blick auf die Bewußtlose.

Ja, sie würde noch eine Weile schlafen.

Lady Sarah nickte beruhigt und lächelte hintergründig. Auf Zehenspitzen verließ sie die Loge.

Und auf Zehenspitzen durchquerte sie auch die große Eingangshalle. Ihr Ziel war die beleuchtete Wandtafel, vor der sie stehenblieb und

flüsternd die Beschriftungen las.

Sie suchte nach der geschlossenen Abteilung. Ihrer Meinung nach konnte man den Inspektor nur dort versteckt halten. Zudem wollte sie auch noch ihre Armee-Pistole zurückhaben. Sie war schließlich ein Erbstück ihres Mannes.

Dann erlebte sie eine Enttäuschung. Die geschlossene Anstalt lag in einem Seitenflügel des Gebäudes, und die alte Dame mußte einen sehr langen Weg zurücklegen, um ihn zu erreichen.

»Und das in meinem Alter«, stöhnte sie, lächelte aber gleichzeitig, denn irgendwie gefiel ihr dieses Leben.

Da war was los.

Fast fröhlich schritt sie auf den Lift zu. Es gab mehrere davon, sie nahm gleich den ersten.

Von innen war der Lift gepolstert. Sie fuhr hoch in die dritte Etage und stieg dort aus.

Ein langer Flur, auf dem die Notbeleuchtung brannte. Licht und Schatten hielten sich die Waage. Rechts befanden sich zwei Büros.

Hinter einer Tür hörte die Lady leise Musik.

Sie überlegte.

Eigentlich siegte in solch einem Fall nur die reine Frechheit. Man mußte es einfach mal versuchen.

Sie schritt auf die Tür zu, hinter der die Musik aufgeklungen war, klopfte und wartete ab.

Die Musik wurde leiser gedreht, dann näherten sich Schritte der Tür, und ein Mann öffnete.

Sarah Goldwyn erschrak. Sie hatte damit nicht gerechnet, zudem überragte der Knabe sie noch um mehr als einen Kopf. Er war ein richtiger Riese. Allerdings hatte er gutmütige Augen, und das empfand Lady Sarah als positiv.

»Haben Sie mich erschreckt«, sagte sie und preßte ihre Hand dorthin, wo das Herz schlug.

»Das wollte ich nicht.« Der Mann trug die weiße Tracht des Pflegers und hatte eine dunkle Stimme. »Kann ich etwas für Sie tun, Gnädigste…«

»Ja.«

»Und was bitte?«

Mrs. Goldwyn deutete an ihm vorbei in das Zimmer. »Können wir das nicht dort besprechen?«

»Wie Sie wollen.« Er gab die Tür frei.

Frechheit siegt, dachte die Lady und nahm kurzerhand auf einem Kunststoffstuhl Platz.

Der Pfleger blieb stehen. Er knetete seine Hände und fuhr dann durch sein rundes Gesicht. »Eine seltsame Zeit für einen Besuch, finden Sie nicht auch?«

»Ganz und gar nicht.«
»Wieso? Gehören Sie etwa hierher?«
»Gott bewahre!« rief die Lady aus und hob beide Hände. »Das nicht, ich möchte nur mit Mr. Mondo sprechen.«
»Dem Leiter der Klinik?« Der Pfleger fragte es so erstaunt, als hätte die Lady verlangt, mit dem Herrgott persönlich reden zu wollen.
»Genau den.«
»Aber das geht nicht.«
»Doch. Für mich hat er Zeit. Rufen Sie ihn an.«
Der Pfleger setzte sich und verschränkte die Arme vor der Brust.
»Selbst wenn ich es täte, was sollte ich sagen?«
»Das überlassen Sie mir am besten. Wählen Sie nur schon durch.«
Plötzlich zuckte die Lady zusammen. Ein infernalisches Gebrüll war irgendwo aufgeklungen, und es schallte selbst durch die dicken Wände des Flurs.
Der Pfleger sprang auf. »Verdammt, das ist King Kong.«
»Der Riesenaffe?«
»Nein, ein Irrer, der sich für King Kong hält.« Der Pfleger tippte sich gegen die Stirn und lief zur Tür. Lady Goldwyn hatte er auf einmal vergessen.
Sarah rieb sich die Hände. Etwas Besseres konnte ihr gar nicht passieren.
Sie wartete, bis die Schritte des Pflegers auf dem Gang verklungen waren, und trat dann dicht an den Schreibtisch. Dort lag unter Plastik auch das innerbetriebliche Telefonverzeichnis.
Marvin Mondo stand an erster Stelle.
Hoffentlich war er da.
Sie wählte und lauschte zum Flur hin.
King Kong tobte noch immer. Er brüllte wirklich wie ein Affe.
Die Wände erzitterten fast.
Auf der anderen Seite wurde abgehoben. Jemand brüllte ein hartes »Ja« in die Muschel.
Lady Sarah erschrak. Dann fragte sie ziemlich leise: »Ist dort Mr. Mondo?«
»Natürlich.«
»Ich muß mit Ihnen reden.«
»Wer sind Sie?«
»Das sage ich Ihnen, wenn wir uns sehen.« Die alte Dame hatte jetzt Mut gefunden.
»Sagen Sie mal, sind Sie eigentlich verrückt?«
»Nein, aber es geht um eine Sache, die Sie bestimmt interessieren wird. Ich sage nur…« Sie machte bewußt eine kleine Pause.
»Werwolf!«
Das hatte gesessen.

Die alte Dame lächelte, als sie das hastige Atmen hörte. »Wiederholen Sie.«

»Es geht um Werwölfe!«

Schweigen. Dann – nach einer Weile – ein fast aggressives Schnaufen. »Weshalb rufen Sie mich dann an, wenn es um diese Fabeltiere geht?«

»Wieso Fabeltiere? Sie waren es doch schließlich, der nach einem Werwolf hat fahnden lassen«, hielt ihm Sarah Goldwyn entgegen.

Nun begann Mondo zu überlegen. »Wo befinden Sie sich jetzt?« fragte er nach einer Weile.

»In Ihrer Klinik.«

»Das habe ich gemerkt. Ich will den genauen Standort wissen, Mrs…«

»Meinen Namen sage ich Ihnen später. Ich bin im Büro eines Ihrer Mitarbeiter. Soviel ich erkennen kann, auf der geschlossenen Station.«

»Kommen Sie sofort zu mir.«

»Wo finde ich Sie?«

»Ich habe mein Büro im Keller. O'Brien wird Sie zu mir bringen. Das ist kein Problem.«

»Gut, ich werde es ihm sagen.«

»Wieso? Ist er nicht da?«

»Nein, da hat einer Ihrer Patienten geschrien.«

»Dann warten Sie, bis er zurückkommt. Aber zu niemandem ein Wort! Haben Sie verstanden?«

»Natürlich.« Sie wollte noch etwas hinzufügen, doch da hatte Mondo bereits aufgelegt.

Aufatmend trat Lady Sarah zurück. Himmel, sie hatte hoch gepokert und vielleicht einen Sieg errungen. Aber nur vielleicht. Oder hatte sie schon zuviel gesagt?

Möglich war es. Vielleicht hätte sie diesen Mondo noch mehr im unklaren lassen sollen. Aber ob er dann auf ihre Forderungen eingegangen wäre, war fraglich.

Das Schreien des Irren war verstummt. Jetzt würde auch bald der Aufpasser erscheinen.

Sie hatte sich nicht getäuscht.

O'Brien kam.

Er stutzte, als er die Frau noch in seinem Büro sah. »Sie sind ja immer noch da.«

»Wie Sie sehen. Haben Sie Ihren King Kong ruhig gekriegt?«

»Ja.«

»Da ist noch etwas, Mr. O'Brien.«

»Woher kennen Sie meinen Namen?«

»Den hat mir Mr. Mondo gesagt.«

Der gute Pfleger bekam vor lauter Staunen den Mund gar nicht mehr zu. »Sie haben mit Mr. Mondo gesprochen?«

»Natürlich. Ich habe ihn angerufen, nachdem Sie zu feige waren. Von

diesem Tisch aus.« Sie deutete auf das Telefon. »Und Mr. Mondo läßt Ihnen bestellen, daß Sie mich zu ihm bringen sollen. In sein Büro im Keller.«

Der Riese O'Brien kratzte sich verlegen am Kinn. »Das kann ich gar nicht glauben«, murmelte er.

»Es stimmt aber.« Die Lady befand sich bereits an der Tür. »Sie können ja zurückrufen.«

»Nein, nein, ich mache es schon. Kommen Sie mit.«

Gemeinsam gingen sie zum Lift. Als sie wenig später im Keller ausstiegen, hatte Sarah Goldwyn doch ein etwas komisches Gefühl.

Dieser Komplex hier mußte tief unter der Erde liegen. Er wurde von irgendwoher mit Frischluft versorgt, das roch sie.

Aber ihr gefielen die kahlen Betongänge nicht. Da hing kein Bild an der Wand, da waren keine fröhlichen Farben zu sehen, nur alles Grau in Grau.

Eine schreckliche Umgebung.

Vor einer schmalen Tür blieb O'Brien stehen. Er klopfte an und hörte sofort das bekannte »Come in«.

Die beiden betraten das Büro. »Sie können gehen, O'Brien!« schnarrte Mondo sofort, kaum daß die Menschen den Fuß über die Schwelle gesetzt hatten.

Der Pfleger zog sich zurück.

Lady Sarah blieb. Ein wenig komisch war ihr doch zumute, als sie sich diesem Mondo gegenübersah. Er hockte hinter einem schmalen Schreibtisch und war von Aktenschränken umgeben, die allesamt aus feuerfestem Material gebaut waren. Auf dem Schreibtisch stand eine kleine Lampe mit zylinderförmigem Schirm.

Sie war die einzige Lichtquelle. Und die drehte Mondo so herum, daß ihr Schein gegen die Wand fiel.

»Jetzt sagen Sie mir wenigstens Ihren Namen«, forderte Marvin Mondo die alte Dame auf.

»Ich heiße Sarah Goldwyn.«

Mondo hob die Schultern. Ein Zeichen, daß er mit dem Namen nichts anzufangen wußte. »Wie sind Sie in das Haus hier gekommen?«

»Durch einen kleinen Trick.«

»Den Sie mir bestimmt nicht sagen wollen.«

»Sie haben es erraten.«

»Auf jeden Fall sind Sie sehr forsch, Mrs. Goldwyn.«

Sarah raffte ihren Mut zusammen. »Kaum, denn man weiß, wo ich hingegangen bin.«

»Wer ist man?«

»Die Polizei.«

Darüber lächelte Mondo nur geringschätzig. »Sie wollten mir also was über Werwölfe erzählen«, sagte er.

»Nur über einen, der sich in meinem Haus befunden hat.«
»Und was habe ich damit zu tun?«
»Sie haben doch zwei Leute geschickt, um ihn zurückzuholen. Aber das ging nicht mehr, der Werwolf war tot.«
»Oh! Tot sagten Sie?«
»Ja.«
Mondo lehnte sich zurück. »Das ist ja interessant. Wie ist er denn ums Leben gekommen?«
»Man hat ihn erschossen.«
»Einfach so?« lächelte er mokant.
Dieses überhebliche Lächeln reizte die Frau ungeheuer. Deshalb war sie etwas unvorsichtig, als sie antwortete. »Nein, nicht nur so, sondern mit Silberkugeln.«
»Besitzen Sie Kugeln aus Silber?«
»Ich nicht, aber ein anderer. John Sinclair. Und ich suche ihn auch noch.«
»Meinen Sie denn, daß er hier sein könnte?«
»Bestimmt. Denn Ihre beiden Typen haben ihn mitgenommen. Wie gesagt, man weiß bei der Polizei, daß ich hierher gefahren bin. Geben Sie sich keine Mühe. Leugnen hat keinen Zweck.«
»Das sehe ich ein.« Wieder lächelte Mondo. »Ich gebe zu, daß Sinclair hier ist.«
»Wenigstens etwas.«
»Aber er wird auch hier bleiben, meine Liebe. Ebenso wie Sie, denn niemand von euch wird diese Klinik jemals wieder lebend verlassen. Habe ich mich deutlich genug ausgedrückt?«

***

In eine Zwangsjacke wollten sie mich stecken.
Nein, ich lasse ja vieles mit mir machen, aber hier ging der Spaß doch etwas zu weit.
Ich wich zurück.
Das gehörte zu meinem Plan, denn ich wollte bewußt den Ängstlichen spielen, um diese künstlichen Menschen zu täuschen. Dabei sorgte ich dafür, daß ich dicht in die Nähe des Stuhls gelangte.
»Bleib stehen!« wurde ich aufgefordert.
»Okay.« Ich hob die Hände, aber nur, um sie gleich darauf wieder fallen zu lassen, denn da umklammerten sie die Stuhllehne, und im nächsten Moment hatte ich das Möbelstück hochgerissen und haute es dem ersten um die Ohren.
Es war ein Hieb, der ihn von den Beinen fegte. Zum Glück hielt der Stuhl, er war stabil genug gebaut, aber das Monster dachte nicht mehr an die Zwangsjacke.
Jetzt griffen die drei anderen an.

Gegen vier normale Kämpfer hätte ich wohl nichts ausrichten können, aber diese hier waren nicht normal. Ich hatte es mit künstlichen Geschöpfen zu tun, die sich längst nicht so rasch bewegen konnten wie Menschen.

Ich aber baute auf meine Schnelligkeit.

Dem zweiten rammte ich die vier Stuhlbeine gegen die Brust, daß der Kerl bis zur Wand flog und sich erst einmal erholen mußte.

Nummer drei haute ich wieder den Stuhl gegen den Schädel. Diesmal war es ein Rundschlag.

Sein Kopf fiel zur Seite.

Ich sah auch den dünnen Draht, an dem er hing, konnte ihn jedoch leider nicht zerschneiden, weil mir erstens das Werkzeug fehlte und weil ich zweitens angesprungen wurde.

Diesem Ansturm hatte ich wenig entgegenzusetzen. Ich flog quer durch den Keller und wurde erst von der Wand aufgehalten. Ich prellte mir heftig den Rücken und bekam im ersten Augenblick keine Luft.

Schon griff der nächste an.

Er kam wie eine Maschine, und wie eine Maschine wurde er auch von mir empfangen.

Ich winkelte ein Bein an und ließ es genau im rechten Moment vorschnellen.

Der Kerl bekam den Tritt voll mit, wurde zurückkatapultiert, riß beide Arme hoch und nahm noch einen Artgenossen mit auf die Reise.

Ich aber sah etwas anderes.

Meine Beretta.

Sie lugte aus dem Gürtel des Monsters, dem ich fast den Kopf von den Schultern geschlagen hätte. Obwohl die Zeit drängte und ich eigentlich dort raus mußte, raste ich auf dieses Monster zu und nahm blitzschnell die Waffe an mich.

Das hatte natürlich Zeit gekostet. Zwei andere Menschenmonster reagierten sofort.

Sie holten ihre Stahlruten hervor.

Jetzt wurde es wirklich lebensgefährlich.

Mit diesen Dingern konnte man wirklich jemand totschlagen.

Aber ich hatte nicht vor, mich töten zu lassen.

Zuerst einmal wollte ich sehen, ob die Monster auch gegen Silberkugeln immun waren.

Ich ließ den ersten mit seiner Stahlrute fast zum Schlag kommen, im letzten Moment drückte ich.

Die Kugel drang in seinen Kopf!

Ich hatte bewußt dorthin gezielt, und tatsächlich tat sich etwas.

Ein sehr großes Loch erschien, als wäre die Haut dünner als unsere, und in dem Loch sah ich etwas metallen schimmern.

Ein neues Gehirn?

Plötzlich sprühten Funken aus dem Einschußloch, das Gesicht verzerrte sich, die Arme fuhren unkontrolliert in die Höhe, der Mann kippte auf die Knie und schlug mit den Händen auf den Boden, während es weiterhin aus seinem Kopf sprühte.

Es war eine lange Funkenkette, dann stank es nach verbranntem Gummi. Die Schädeldecke samt Perücke wurde zur Seite geschleudert, und im nächsten Augenblick lag der Robotmensch still.

Fasziniert hatten die anderen als auch ich den Kampf beobachtet.

Normalerweise hätte ich dieses Monstrum auch nicht mit einer Silberkugel töten können, aber ich hatte Glück gehabt, meine Kugel hatte genau einen empfindlichen Gegenstand im Kopf des Kunstmenschen erwischt.

Pech für ihn.

Glück für mich.

Dennoch hatte ich drei andere Gegner vor mir, wobei der dritte seinen Schädel wieder normal auf dem Hals sitzen hatte.

Ich wollte Munition sparen, denn ein Ersatzmagazin steckte nicht in meiner Tasche. Bisher war ich mit den Fäusten ganz gut zurechtgekommen, vielleicht lief es weiter so prima.

Den ersten Hieb unterlief ich glatt, dabei schleuderte ich den Angreifer noch über meine Schulter, daß er hinter mir zu Boden krachte. Den zweiten Angreifer packte ich und hebelte ihn herum.

Er konnte sich nicht halten und wurde gegen die Tür geworfen, die auf einmal nachgab und aufschwang.

Ich konnte in den Gang schauen. Soviel ich in der kurzen Zeit erkannte, war er leer.

Nur noch der Wagen stand dort.

Verdammt, sollte ich es nicht doch versuchen?

Ich schnappte mir den dritten Angreifer und brachte ihn mit einem Karatetritt auf Distanz. Das hatte er gar nicht gern. Er stieß einen bösen Fluch aus und schnappte sich jetzt den Stuhl. Wie ich zuvor wollte auch er mir das Ding über den Schädel hauen.

Aber ich war wendiger..

Durch Kopfeinziehen entging ich dem Hieb. Der Stuhl krachte gegen die Wand.

Diesmal überstand er den Aufprall nicht. Das Möbelstück löste sich in seine Einzelteile auf.

Ich schlug mit dem Waffenlauf zu, zielte auf den Kopf, traf aber nur die Schulter.

Dann warf sich jemand gegen meine Hüfte. Bevor er richtig zupacken konnte, brachte ich mich durch einen blitzschnellen Sidestep aus der Gefahrenzone, und seine Hände rutschten ab. Er selbst fiel auch zu Boden.

Dann war ich an der Tür.
Zwei weitere Schritte brachten mich in den Gang und in die Nähe des Range Rovers.
Links vor mir lag das Labor des unheimlichen Mr. Mondo.
Rechts, wo der Gang endete, sah ich nur die Mauer. Ich erinnerte mich daran, das Knirschen gehört zu haben, und nahm an, daß die Mauer beweglich war.
Das hieß, sie mußte sich zur Seite schieben lassen.
Nur – wie?
Die Kerle folgten mir. Aufgeben würden sie nie. Das war klar. Solange noch etwas Leben in ihren künstlichen Gehirnen steckte, waren sie darauf programmiert, mich zu töten.
Schlimme Mordroboter, die sogar selbständig denken konnten.
Wohl jeder von ihnen rechnete damit, daß ich im Führerhaus des Rovers verschwinden würde, doch den Gefallen tat ich ihnen nicht.
Statt dessen ging ich zum Angriff über, und alle drei standen ziemlich günstig für mich.
Bei einem gezielten Sprung trafen meine zur Schere ausgebreiteten Beine zwei dieser Monstermenschen. Der dritte stand für einen Moment da und wußte nicht, was er machen sollte.
Ihn schnappte ich mir.
Mit einem blitzschnellen Griff holte ich ihn zu mir heran und drückte ihm die Mündung der Waffe gegen die Wange. Hinter dem Fleisch spürte ich einen harten Widerstand, dort mußte ein Teil der Elektronik sitzen.
Bevor er sich losreißen konnte, zischte ich ihm ins Ohr: »Hör zu, Freund! Du hast gesehen, was mit deinem Kumpan geschehen ist. Eine Kugel an die richtige Stelle gesetzt, und dein Schädel explodiert. Willst du das?«
Er schwieg.
Verdammt, jetzt begann ein Nervenspiel. Die anderen Kerle hatten meine Worte vernommen. Sie dachten wohl an das Schicksal ihres Artgenossen und griffen vorerst nicht ein.
Ich wiederholte meinen Satz.
Der Robotmensch fragte: »Was willst du?«
»Sag deinen Kumpanen, sie sollen das Tor öffnen!«
»Es gibt keins.«
»Dann weg mit der Wand!« zischte ich. »Aber schnell, ich habe nicht viel Zeit.«
Er zitterte. Daran merkte ich, daß meine Drohung wohl gefruchtet hatte.
Aber wie würden die anderen reagieren?
Sie gingen rückwärts. Und tatsächlich schritten sie auf die Wand zu. Dicht davor wandten sie sich nach rechts, wobei ihre Finger über den

Beton strichen.
Dort mußte sich der Kontakt befinden. Ich ließ die beiden nicht aus den Augen und schielte auch gleichzeitig nach links, um den dritten ansehen zu können.
Ich wußte natürlich, daß dieser Ausbruchversuch mehr als eine gewagte Sache war. Schließlich konnte Mondo über den Monitor dieses unterirdische Labyrinth überwachen, aber das war mir egal.
Ich sah einfach keine andere Möglichkeit.
Plötzlich knirschte und schabte es.
Dann bewegte sich die Wand.
Sie schwang nach außen, direkt in den dahinter liegenden Gang hinein, den wir ebenfalls durchfahren hatten. Er war dunkel, doch aus dieser Hälfte fiel soviel Licht herein, daß ich bereits das nächste Tor erkennen konnte.
Das zweite war ein wirkliches Tor. Es ähnelte dem einer Garage und bestand aus Metall.
Zum Glück hatten die Robotmenschen den Range Rover nicht abgeschlossen. Allerdings mußte ich rückwärts fahren, denn in diesem engen Gang konnte ich nicht drehen.
Was also tun?
Sollte ich einen der Kerle mitnehmen?
Zuerst jedoch wollte ich auch das zweite Tor offenhaben. Ich schrie den beiden künstlichen Typen einen entsprechenden Befehl entgegen.
Sie stierten mich an und gehorchten.
Ich atmete auf.
Das zweite Tor ließ sich leichter öffnen. Es hatte auch einen mechanischen Verschluß.
Knarrend kippte es hoch.
Jetzt in den Wagen!
Die Spannung steigerte sich. Ich nahm die Mündung vom Gesicht meiner Geisel weg und wollte die Tür öffnen.
Doch der Robotmensch hatte etwas dagegen. Trotz meiner Waffe griff er mich an. Sein Arm fuhr nach unten, die Hand hätte mein Gelenk getroffen, aber ich hatte die Bewegung im Ansatz bereits erkannt und zuckte zur Seite.
Mit der linken Faust hieb ich zu.
Der Robotmensch trudelte zur Seite und fiel durch die offene Tür in den Raum hinein.
Blitzschnell riß ich die Tür auf, warf mich hinter das Steuer, verriegelte beide Vordertüren und drehte den Zündschlüssel herum.
Der Motor sprang an.
Rückwärtsgang!
Gas!
Ich schaute in den Spiegel.

Die Robotmenschen hielten sich noch im Gang auf. Sie hatten den Befehl erhalten, mich auszuschalten, und sie wollten ihn unter allen Umständen ausführen.

Die Reifen drehten auf dem glatten Boden durch, weil ich zuviel Gas gegeben hatte. Dann fuhr der Wagen.

Etwas prallte gegen den Aufbau. Schattenhaft sah ich eine wirbelnde Gestalt. Einer meiner Gegner hatte den Wagen aufhalten wollen, was ihm schlecht bekommen war.

Ich fuhr weiter.

Dann waren sie plötzlich neben der Tür, droschen mit ihren Stahlruten gegen die Scheibe, die bereits die ersten Sprünge bekam.

Ich preßte die Lippen zusammen. Auf meiner Stirn hatte sich der kalte Schweiß gesammelt.

Es gab kein Zurück.

Ich mußte weiter, und schon lenkte ich den Wagen durch das offene Steintor in den anderen, dunkleren Gang hinein.

Die Robotmenschen ließen nicht locker. Sie blieben an dem Rover hängen wie Kletten.

Irgendwann würden sie es schaffen, da war ich mir sicher, deshalb griff ich zu einem Trick. Ich drehte das Lenkrad, der Rover bekam einen Drall nach links, und im nächsten Augenblick schrammte das Blech über die Betonwand.

Das Kreischen erzeugte bei mir eine Gänsehaut, die kalt den Rücken hinablief.

Blech verformte sich, der Außenspiegel brach ab, doch mein Manöver zeigte Erfolg.

Die künstlichen Menschen verschwanden. Für den Bruchteil einer Sekunde sah ich noch die verzerrten Gesichter, dann nichts mehr.

Ich atmete auf.

Doch ich hatte mich zu früh gefreut.

Der Kampf ging weiter!

Ich hing nämlich an der Wand fest.

Daß es gar nicht so einfach ist, in einem engen Gang rückwärts zu fahren, wurde mir auf einmal drastisch klar. Das Blech am hinteren Wagenende hatte sich verbogen, ich mußte erst wieder vor.

Gang rein, Gas!

Der Wagen machte einen Bocksprung. Er fuhr dabei etwas von der rechten Gangwand weg, und schon erschienen die verdammten Robotmenschen wieder am Wagenfenster.

Mit einem satten Laut zerbröselte die Seitenscheibe. Ein Arm stieß vor, griff in die Scherben hinein und erweiterte mit einem hämmernden Schlag die Öffnung. Der künstliche Mensch wollte versuchen, die Tür von innen zu öffnen.

Ich stoppte.

Durch diese ruckartige Bewegung verlor das Monster den Halt und fiel wieder zu Boden.

Ich prügelte den Rückwärtsgang ins Getriebe und gab wieder Gas. Dabei stand ich unter einem höllischen Streß, meine Hände zitterten, der Schweiß lief mir in Strömen über das Gesicht. Vor Anstrengung biß ich mir so hart auf die Lippe, daß ich Blut schmeckte.

Die Reifen radierten über den glatten Beton. Ich mußte einfach ein schnelleres Fahren riskieren und drückte hart auf das Gaspedal, denn dieser zweite Gang führte ins Freie.

Die Robotmenschen blieben zurück. Ich schaltete die Scheinwerfer ein. In ihrem hellen Lichtstrahl sah ich die den Wagen verfolgenden Gestalten.

Sie ruderten heftig mit den Armen. Es waren nur zwei Monster.

Eins lag am Boden und rührte sich nicht mehr. Der Kopf stand seltsam verdreht ab.

Das Gebläse pumpte frische Luft ins Führerhaus, ein Zeichen, daß ich das Freie erreicht hatte.

Ich atmete auf.

Ein hartes Lächeln umwehte meine Lippen, die Hälfte hatte ich geschafft. War ich erst einmal draußen, würde es die Gegenseite verdammt schwer haben, mich wieder einzufangen, dann nämlich wollte ich zurückschlagen.

Da ich auf der Hinfahrt überhaupt nichts hatte sehen können, mußte ich mich erst einmal umschauen.

Wo war ich gelandet?

Ich sah einen Platz, auf den einige Parktaschen gezeichnet waren.

Die hellen Linien konnte ich deutlich erkennen. Aber ich sah noch mehr. Der Platz wurde von einem Gebüschgürtel eingerahmt, in den eine Straße führte, die sich schmal und eng durch das parkähnliche Gelände der eigentlichen Zufahrtsstraße entgegenwand.

Ich drehte.

Schon kamen die beiden übriggebliebenen Robotmenschen aus dem Gang gelaufen. Die Scheinwerferstrahlen erfaßten sie voll. Ich sah ihre verzerrten Gesichter, in denen der Wille zu lesen war, mich zu töten.

Die beiden sprangen mir direkt vor den Wagen.

Anhalten konnte ich nicht mehr.

Ich gab Gas.

Zwei Schläge, die sich anhörten wie einer, drangen an meine Ohren. Im nächsten Moment flogen die Gestalten zur Seite. Ich mußte gegenlenken, weil der Rover schleuderte, und wollte schon aufatmen, als meine Pechsträhne begann.

Um den schmalen Weg zu erreichen, riß ich das Lenkrad nach links. In diesem Augenblick geschah es.

Plötzlich löste sich eine riesige Gestalt aus dem naheliegenden

Gebüsch. Sie rannte direkt auf das Fahrzeug zu, und ich trat vor Schreck auf die Bremse.

Plötzlich schien man Eiswasser über mich gegossen zu haben, denn an den Unheimlichen hatte ich im Traum nicht mehr gedacht.

Es war kein geringerer als Tokata – der Samurai des Satans!

***

Sarah Goldwyn schaute auf den Mann, der ein Todesurteil so gelassen ausgesprochen hatte, als wäre es nichts. Plötzlich spürte sie, wie ihre Knie weich wurden, sie wollte lächeln, es wurde nur ein verzerrtes Grinsen.

»Jetzt sind Sie geschockt, nicht wahr?«

Sarah nickte.

»Sie sind dumm«, sagte Mondo. »Sehr dumm sogar. Sie hätten in Ihrem Haus bleiben sollen, und alles wäre in Ordnung gewesen. Statt dessen versuchen Sie, auf eigene Faust Detektiv zu spielen, und das in Ihrem Alter. Unmöglich, sogar lächerlich.« Er kicherte hohl. »Mich legt niemand rein. Sie nicht und auch keine Polizei, das sollten Sie sich merken.«

»Werden Sie mich töten?« fragte Sarah und überlegte krampfhaft, wie in den Romanen der Held in solchen Situationen reagierte, aber sie kam nicht darauf. Die Angst war einfach zu groß, da war nichts zu machen, sie überdeckte alles.

»Ob ich Sie töten werde, weiß ich noch nicht«, meinte Mondo lächelnd. »Vielleicht mache ich auch aus Ihnen ein Monster!«

»Was?«

»Ja, einen Werwolf. Wie aus Sinclair. Er wird ebenfalls solch eine Bestie!«

»Das können Sie gar nicht«, sagte die alte Dame spontan, worauf Mondo anfing zu lachen.

»Trauen Sie mir das wirklich nicht zu?«

»Ja.«

Mondo stand auf. »Warten Sie einen Augenblick«, sagte er und ging zu einem Schrank. Er stellte die Kombination ein und öffnete.

Schmatzend schwang die Tür zurück.

Sarah Goldwyn stand so günstig, daß sie einen Blick in den Schrank werfen konnte. Sie hatte Akten oder Waffen erwartet, sah statt dessen jedoch Schubladen, die mit Samt ausgelegt waren.

Was auch nötig war, denn auf dieser Unterlage lagen sorgfältig nebeneinander einige Ampullen, in denen eine gelblich-grün gefärbte Flüssigkeit schwamm!

Ein Serum!

Marvin Mondo lächelte, als er seinen Arm ausstreckte und eine Ampulle greifen wollte.

Da hatte Sarah Goldwyn einen Gedankenblitz. Der Kerl wandte ihr den Rücken zu, war unbewaffnet, und solch eine Chance bekam die alte Dame nie wieder.

Sie trat einen Schritt vor, hob ihren Schirm und wollte es so machen, wie bei der Krankenschwester am Empfang.

Der schwere Griff raste nach unten. Die alte Dame hatte auf den Kopf des Mannes gezielt.

Leider zählte Sarah Goldwyn schon siebzig Lenze, und ihre Reflexe waren auch nicht mehr die besten.

Mondo sah die Bewegung. Blitzschnell fuhr er herum, wobei er in der rechten Hand eine Ampulle hielt. Er riß die Hand hoch, und der Schirmgriff kollidierte mit seinem Gelenk. Er stieß einen überraschten, aber auch schmerzhaften Laut aus. Die Ampulle rutschte ihm aus den Fingern, fiel zu Boden und zerbrach dort mit einem satten Geräusch.

Mondo holte tief Luft. »Verdammte Vettel!« keuchte er und schlug selbst zu.

Obwohl Sarah Goldwyn beide Arme als Deckung hochriß, traf der Hieb sie doch. Sie konnte ihn zwar abschwächen, aber die Hand klatschte gegen ihre Wange.

Sarah stolperte zurück.

»Was fällt Ihnen ein!« keuchte sie. »Eine alte Frau zu schlagen, das ist unerhört!«

»Halt dein Maul!« knurrte Mondo. »Sie sind schließlich hier eingedrungen. Sie!« Während dieser Worte schritt er in drohender Haltung auf die Frau zu, die angsterfüllt zurückwich und erst von der Wand gestoppt wurde.

Abermals hob Mondo den Arm. Lady Sarah funkelte den Mann an. »Vergreifen Sie sich nicht!« drohte sie. »Es würde Ihnen wahrlich schlecht bekommen!«

In diesem Augenblick ertönte das Summen.

Wieder fuhr Mondo herum. Gleichzeitig flackerte auf seinem Schreibtisch eine rote Lampe auf, die bewies, daß ein Alarm ausgelöst worden war.

Alarm?

John Sinclair! dachte Mondo. Es gibt keinen anderen Grund, und der Haß überschwemmte sein Denken.

Sollte dieser Hundesohn es geschafft haben?

Die alte Frau war vergessen. Auch Lady Sarah merkte, daß etwas nicht stimmte. Sie glaubte, daß sich das Schicksal zu ihren Gunsten gewendet hatte.

Und sie riskierte es.

Die Tür befand sich nicht einmal einen halben Schritt von ihr entfernt. Sie faßte die Klinke, drückte sie nach unten und riß die Tür auf.

Weg! Nur weg aus dieser Rattenfalle.

Lady Sarah rannte los.

Sie hörte das Toben des Mannes hinter sich, kümmerte sich jedoch nicht darum, denn da befand sie sich bereits in dem Gang, wo auch der Lift hielt.

Der war ihr Ziel.

Und er kam soeben nach unten.

Heraus stieg ein Paar.

Ungleich, wie Sarah feststellen konnte.

Sie war eine hübsche, schwarzhaarige Person mit feurigen Augen, aber einem kalten Zug um die Mundwinkel. Die Frau trug einen dunkelroten Hosenanzug aus geschmeidigem Rauhleder.

Der Mann an ihrer Seite war älter als sie.

Graue Haare, ein eckiges Gesicht, kalte Augen, ein brutales Kinn.

Das waren seine äußerlichen Kennzeichen.

Überrascht machten die beiden Platz, als Lady Sarah sich an ihnen vorbeidrängen wollte und in die Kabine hetzte.

Die Tür rollte zu.

Lady Sarah konnte noch soeben einen Blick auf die beiden Ankömmlinge werfen, und sie hörte auch noch die keifende Stimme des Mr. Mondo.

»Haltet sie auf! Sie darf nicht entkommen!«

Da ruckte der Lift an.

Er fuhr nach oben. Der Sicherheit entgegen!

Wenigstens hoffte Sarah dies.

***

Mein silberner Bumerang hatte seinen linken Arm abgeschlagen, trotzdem war Tokata noch stark genug, um jeden Feind und Gegner zu besiegen.

Auch mich!

Denn er besaß sein Schwert. In der Hölle war die Klinge geschmiedet worden, und sie durchdrang spielend jedes Material.

Ungeheuer wuchtig wuchs er vor dem Wagen auf. Wie immer grinste hinter dem Gesichtsschutz ein halb verwester schrecklicher Totenschädel.

Seine Brust wurde durch einen dicken Lederpanzer geschützt, die Beine wirkten wie Säulen in der langen Pumphose. Wo sonst der linke Arm gesessen hatte, befand sich nur noch ein Stumpf.

Tokata, der Samurai des Satans, war fast doppelt so groß wie ein Mensch. Jahrhundertelang hatte er in der Erde eines japanischen Vulkans gelegen, bis eine unheilvolle Beschwörung ihn wieder aus dem Reich der Toten geholt hatte.

Und wo er sich aufhielt, da befand sich auch Dr. Tod in der Nähe.

Mit ihm mußte ich rechnen. Und wahrscheinlich auch mit Pamela Scott, auch Lady X genannt.

Ein mörderisches Trio, das bereits jetzt schon in der Lage war, die Welt aus den Angeln zu heben. Aber ihr Anführer, Dr. Tod, suchte weiter.

Sechs Personen sollte seine Mordliga umfassen.

Zwei hatte er erst.

Und Mondo sollte das vierte Mitglied werden.

Mir wurde alles klar.

All diese Gedanken durchzuckten mich in Bruchteilen von Sekunden. Ich wußte nicht, ob mich Tokata bereits erkannt hatte, hoffte aber das Gegenteil.

Welche Chancen hatte ich?

Kaum welche.

Doch, ich konnte ihn überfahren.

Gedacht – getan!

Mein Fuß nagelte das Gaspedal förmlich auf dem Boden fest, und der Rover beschleunigte wie ein Sportwagen. Frontal raste er auf den Samurai des Satans zu.

Die Gestalt des Unheimlichen vor mir schien ins Riesenhafte zu wachsen.

Es gab einen dumpfen Schlag, als der Kühlergrill des Fahrzeugs mit dem Samurai kollidierte. Auf den letzten Yards hatte der Wagen eine ziemlich hohe Geschwindigkeit bekommen, der auch der Samurai nichts entgegensetzen konnte. Er wurde hochgeschleudert, überschlug sich fast in der Luft, krachte auf das Dach und hämmerte seine Füße gegen die Frontscheibe, die zerplatzte.

Glaskrümel regneten mir entgegen. Durch den Anprall war das Auto aus der ursprünglichen Richtung gekommen, ich konnte es nicht mehr rechtzeitig abfangen, bremste zwar – zu spät.

Der Rover rasierte einen Gebüschstreifen weg.

Dahinter fiel das Gelände ab. Und ich war nicht angeschnallt.

Plötzlich neigte sich der Wagen nach vorn, ich flog gegen das Lenkrad, stieß mir hart die Brust und hatte Angst, daß die Karre umkippen würde.

Meine Füße rutschten von den Pedalen. Ich würgte den Motor ab, der Wagen stand.

Ganz langsam neigte er sich nach rechts, kippte jedoch nicht um, sondern blieb in einer Schräglage.

Ich atmete auf.

Meine weitere Flucht mußte ich zwangsläufig zu Fuß fortsetzen, auch wenn sich meine Chancen dabei verringerten, aber mir blieb keine andere Chance.

Ich wollte die Tür aufstoßen. Zufällig schaute ich in den

Außenspiegel.

Vor Schreck übersprang mein Herz einen Schlag. Etwas höher, am Gebüschrand, tauchte eine riesige Gestalt auf.

Tokata!

Er hatte nicht aufgegeben!

***

Von all diesen Ereignissen ahnten Bill Conolly und Suko nichts. Sie wollten nichts überstürzen und legten sich erst einen Plan zurecht.

So fix wie die alte Dame waren sie nicht.

Sir Powell bekam Bescheid.

Er war mit dem Alleingang der beiden Männer einverstanden und gab Grünes Licht.

»Danke, Sir«, sagte Bill.

»Brauchen Sie Polizeiunterstützung?«

»Vielleicht ja, Sir. Auf alle Fälle könnten wir mit Sprechfunkgeräten einiges anfangen.«

»Die besorgen wir Ihnen. Zudem werde ich eine entsprechende Alarmbereitschaft ansagen.«

»Das wäre gut, Sir.«

»Sonst noch was?«

»Nein.«

»All right, Mr. Conolly. Versuchen Sie alles, um John Sinclair herauszuhauen. Von mir bekommen Sie jegliche Unterstützung.«

»Danke, Sir.«

Bill legte auf.

Suko hatte mitgehört und grinste. »Der Alte ist ja ganz schön in Fahrt.«

Bill lachte. »Kein Wunder. Schließlich geht es um seinen besten Mann. So unterschiedlich die beiden auch sind, irgendwie hat Sir Powell den guten John ins Herz geschlossen. Du kennst die Typen doch. Rauhe Schale, weicher Kern.«

Suko nickte. »Das stimmt.«

Die beiden mußten noch warten. Nach drei Minuten hielt ein Streifenwagen vor dem Haus. Ein Polizist brachte die Sprechfunkgeräte und erklärte die Frequenzen.

Er fuhr schnell wieder ab.

Bill strich über sein Kinn. »Ob die alte Dame wirklich zu ihrer Schwester gefahren ist, wie sie gesagt hat?«

Suko hob die Schultern. »Wir müssen es ihr glauben.«

»Der traue ich zu, daß sie den Weg zur Privatklinik eingeschlagen hat. Die ist noch vom alten Schrot und Korn.«

Während dieser Worte waren die beiden Freunde auf Bills Porsche zugegangen. Die Nacht war fast herum. Die ersten Frühaufsteher

machten sich für die Morgenschicht fertig. Lastwagen donnerten durch die Straßen, um Frischware zu den Großmärkten zu schaffen.

London erwachte…

Und in Soho schlossen die letzten Lokale, um durchzuatmen, denn in einigen Stunden liefen die Shows bereits wieder an.

»Du weißt den Weg?« fragte Suko, als er die Tür zuzog.

Bill nickte und startete. Der Auspuff des Porsche röhrte wie ein liebeskranker Hirsch, dann rauschte der Wagen ab.

Bill fuhr konzentriert. Wie ein Brett lag der Porsche auf der Straße, und vor allen Dingen auf der Ausfallstraße konnte der Reporter etwas aufdrehen.

Sie zischten ab.

Bill Conolly war nervös. Im Licht der Instrumentenbeleuchtung wirkte sein Gesicht bleich. Die Lippen hatte er fest zusammengepreßt. Sie wirkten wie ein Messerrücken.

Die Lampen am Straßenrand huschten vorbei. Ihr Licht wurde zu hellen Streifen.

»Gib mir mal eine Zigarette«, sagte Bill.

Suko holte die Schachtel aus dem Handschuhfach.

»Danke.« Bill zündete das Stäbchen an.

Er rauchte so gut wie nie am Steuer, aber in dieser Situation brauchte er einfach ein Stäbchen.

»An was denkst du?« fragte Suko.

»Ob wir es noch schaffen?«

»Möglich.«

»Aber John ist auch kein heuriger Hase, der weiß sich zu helfen«, machte sich Bill Mut.

»Klar.«

Sie fuhren weiter. Der Porsche stach wie eine Rakete in die langsam grau werdende Nacht.

»Du mußt gleich ab«, sagte Suko.

»Ich weiß.«

Die Reifen jaulten, als Bill Conolly den Wagen in die Kurve zog.

Von jetzt ab fuhren sie langsamer.

Ein Hase huschte aufgeregt über die Straße, als die Scheinwerfer ihn erfaßten.

Der Stadtrand von London war sehr ländlich. Tagsüber konnte man viel Natur sehen, jetzt in der Nacht verschwamm alles im trüben Grau. Nebel kroch kniehoch über Felder und Wiesen.

Schemenhaft tauchten vereinzelt ein paar Gehöfte oder Bauernhäuser auf.

Dann schwamm die Straße plötzlich im Morgennebel. »Verdammt«, fluchte Bill, »ist das eine Suppe.«

Womit er recht hatte. Der Porsche war von einer grauen Wolke

umhüllt. Bill Conolly nahm den Fuß vom Gaspedal und fuhr im Schrittempo weiter.

Suko hing an der Scheibe. Da er nichts sehen konnte, ließ er das Fenster auf Knopfdruck nach unten surren.

Der Nebel drang in den Wagen. Er waberte über dem Weg, und Suko suchte nach einem Hinweisschild, das den Weg zur Klinik zeigte.

Er sah erst mal nichts.

Und auch Bill bemerkte etwas spät, daß der Weg in einer Kurve weiterführte. Fast hätte der Reporter den guten Porsche in den Graben gesetzt.

»Scheiß Wetter!« fluchte er.

»Da sagst du was.«

Im nächsten Augenblick war der Nebel verschwunden. Als hätte es ihn nie gegeben. Nur ein paar Schlieren trieben noch durch die Luft.

Und Suko entdeckte das Schild.

»Rechts ab!« rief er.

»Okay!« Bill lenkte den Wagen von der Straße, die doch ziemlich uneben gewesen war, auf einen glatt asphaltierten Weg. Er war sicherlich eine Privatstraße, die für die Besucher der Klinik angelegt worden war.

»Jetzt wird's gemütlich«, sagte der Reporter und schaltete die Scheinwerfer aus.

Dunkelheit überfiel sie. Nur im Osten schimmerte das Grau der Dämmerung.

Bill merkte die Müdigkeit. Er hatte in der Nacht nicht geschlafen.

Seine Augen taten weh und waren rot umrändert.

Dem Chinesen sah man nichts an. Mit unbewegtem Gesicht hockte er auf dem Beifahrersitz und überprüfte die Beretta. Er fand sie in Ordnung.

Zusätzlich schaute er nach rechts und links. Suko behielt die Umgebung im Auge. Er wollte eine Überraschung nicht riskieren.

»Wir müßten schon auf dem Grundstück der Klinik sein«, meinte Bill. »Wenn ich mir so die Parkanlage anschaue.«

»Willst du deinen Flitzer nicht hier abstellen?«

»Wäre besser.«

Bill stoppte. Allerdings drehte er vorher den Wagen, damit er mit der Schnauze wieder zur Fahrtrichtung stand. Es war durchaus möglich, daß sie plötzlich fliehen mußten.

Sie checkten die Walkie-talkies durch.

Auf Bills Stichwort hin meldete sich die nächstgelegene Polizeistation. Dort wußte man Bescheid.

Der Reporter war zufrieden. Es war gut, wenn man sich auf seine Rückendeckung verlassen konnte.

»Okay denn«, sagte der Reporter und nickte Suko zu. »Machen wir

uns auf die Socken.«

Sie stiegen aus und hüteten sich, die Türen laut zuschnappen zu lassen. Hier konnte jeder Busch lange Ohren haben.

Zu Fuß gingen sie weiter.

Es war ruhig. Die gepflegten Bäume des Parks wirkten in der frühen Morgendämmerung irgendwie gespenstisch. Wie Boten aus einer fernen Welt.

Suko ging einen Schritt vor. Er lauschte konzentriert, aber selbst seine scharfen Ohren vernahmen keine verdächtigen Geräusche.

Doch weiter vorn schimmerte Licht. Sie konnten es besser sehen, als ihnen ein dicker Eichenbaum nicht mehr die Sicht nahm.

»Das ist die Klinik«, flüsterte Bill Conolly.

Und plötzlich durchdrang ein fremdes Geräusch die Stille.

Das hochtourige Heulen eines Motors.

»Sieht nach einer Flucht aus!« kommentierte Bill Conolly und begann zu rennen.

Auch Suko hielt mit.

Im nächsten Augenblick sahen sie die Scheinwerferlanzen eines Wagens, der aus einer tiefer gelegenen Garage gefahren kam. Das Licht streifte sie kurz.

Sie sahen aber auch noch etwas anderes.

Eine riesige Gestalt, die plötzlich im hellen Schein der beiden Strahlen auftauchte.

»Verdammt, das ist Tokata!« zischte Suko, und er hatte es auf einmal mehr als eilig…

***

In ihrer Nervosität hatte die alte Dame auf den falschen Knopf gedrückt. Sie wollte eigentlich ins Erdgeschoß, um die Klinik zu verlassen, doch der Lift brachte sie in die erste Etage, wo sie auch zuerst angerufen hatte.

Und dort lief ihr O’Brien über den Weg. Der Mann war hochrot im Gesicht und hielt mit der rechten Hand einen Gummiknüppel umklammert.

Als er die Frau sah, blieb er stehen. »Was machen Sie denn noch hier?« fuhr er sie an. »Verschwinden Sie. Hier herrscht Alarm.«

»Was ist denn passiert?«

»Weiß ich auch nicht, wir sollen in den Keller kommen.«

Andere Türen wurden aufgestoßen, und zwei weitere Pfleger erschienen, die sich O’Brien anschlossen.

Im Nu waren die Fahrstühle besetzt.

Ab ging es.

Lady Sarah war wieder allein. Auf Zehenspitzen huschte sie in O’Briens Büro.

Wenn das keine Gelegenheit war, die der Zufall ihr in die Hände gespielt hatte.

Dort stand das Telefon.

Die Nummer der Polizei wußte sie auswendig. Die hätte sie sogar im Schlaf aufsagen können.

Sie wählte mit zitternden Fingern. Dann haspelte sie ihre Meldung herunter, erzählte von einem Mordversuch und einem Aufstand in der Klinik. Ihrer Meinung nach konnte man es gar nicht schlimm genug machen.

Man versprach ihr, einen Wagen zu schicken.

Allerdings ahnte Lady Sarah nicht, daß sich auch die Bereitschaftspolizei im Revier aufhielt.

»Was sollen wir tun?« fragte der Beamte. »Da hat eine hysterische Alte angerufen.«

»Woher wissen Sie, daß es eine Alte war?«

»Die Stimme klang so, Sir.«

Der Einsatzleiter, ein Captain, überlegte. »Nein«, entschied er.

»Wir machen nichts. Vielleicht ist die Alte wirklich verrückt. Von Conolly haben wir nichts gehört.«

Die Beamten nickten. In einer Irrenanstalt aufzuräumen, war ihnen sowieso suspekt.

Und so kam es, daß durch ein Mißverständnis die Polizei vorerst nicht eingriff und sich drei mutige Männer gegen eine ganze Horde von Gegnern zu verteidigen hatte…

***

Die verfluchte Tür klemmte!

Ich bekam sie einfach nicht auf, und Tokata, dieses Ungeheuer, kam immer näher.

Vor seinem Schwert hatte ich einen ungeheuren Horror. Damit konnte er mich in Stücke hauen und brauchte sich nicht einmal anzustrengen.

Mit aller Kraft warf ich mich gegen die Tür.

Einmal, zweimal…

Sie sprang auf.

Endlich.

Genau in dem Moment schlug Tokata zum erstenmal zu. Er führte die schwere Klinge, als wäre sie leicht wie eine Feder, obwohl ihm dabei nur ein Arm zur Verfügung stand.

Das höllische Schwert hieb in den Rover, und es spaltete ihn in zwei Hälften!

Jawohl!

Funken sprühten auf, es knisterte, Blech kreischte, wurde von der Klinge buchstäblich zersägt, und es war wirklich mein Glück, daß ich

mich rasch genug aus dem Rover hatte katapultieren können.

Ich kam gut auf und rollte mich über die Schulter ab. Hinter mir zerstörte Tokata den Fluchtwagen, wie ich mit einem schnellen Blick erkannte.

Einen zweiten Schlag setzte er an wie eine Parabel. Das Schwert kam von oben nach unten, und wieder hieb es in den Wagen hinein, zerschnitt das Metall, als wäre es Butter.

Ich kam auf die Füße und rannte weg. Nach zwei Schritten schon fiel ich in ein Gebüsch hinein, weil ich auf dem feuchten Boden ausgerutscht war. Ich wußte nicht, ob Tokata mich gesehen hatte. Auf jeden Fall ließ er von dem Rover ab und drehte sich im Kreis.

Dann kamen die beiden übriggebliebenen Robotmenschen. Sie hetzten aus den unterirdischen Gängen und nahmen Kurs auf den Rover. Wahrscheinlich vermuteten sie mich in den Trümmern.

Tokata tat ihnen nichts. Er erkannte sie als Wesen an, die zu ihm gehörten.

»Ist er da drin?« hörte ich die kratzige Stimme eines Menschrobots.

Tokata hob die Schultern.

Die beiden schauten nach.

Einer fluchte wild. »Verdammt, er ist nicht da! – Der ist entkommen. Hol’s der Teufel!«

Tokata fuhr herum. »Entkommen? Wer ist entkommen?«

»Dieser Hundesohn, den wir zu einem Werwolf machen wollten.«

Noch war mein Name nicht gefallen. Ich hoffte, daß dieses so blieb, denn wenn Tokata Sinclair hörte, drehte er bestimmt völlig durch.

Ich duckte mich hinter den Zweigen und versuchte, mich noch kleiner zu machen.

»Wo kann er denn sein?« schrie Nummer eins. »Hast du ihn nicht gesehen?«

Tokata schüttelte den Kopf.

»Dann müssen wir ihn suchen. Wenn er entkommt, ist alles zu spät.«

Sie teilten sich.

Ich zog mich noch weiter zurück.

Inzwischen waren auch die Kranken in der Klinik erwacht. Ich hörte Schreie und Rufe. Fäuste hämmerten gegen Türen und Wände, wobei die dumpfen Echos an meine Ohren gelangten.

Es war die Hölle.

Chaos in der Klinik, das hatte mir gerade noch gefehlt. Vorsichtig erhob ich mich aus meiner Deckung, als ich sah, daß meine beiden »Freunde« in eine andere Richtung gingen.

Mein Plan stand längst fest. Ich wollte zurück in die Höhle des Löwen, denn dort vermutete mich bestimmt niemand. Dieser Mondo mußte unschädlich gemacht werden.

Und nicht nur er.

Wahrscheinlich befand sich auch Dr. Tod dort, mein spezieller Freund und Kupferstecher. Vielleicht konnte ich ihn mit Mondo in einem Aufwasch mitnehmen.

So dachte ich Narr wirklich, wobei ich nicht ahnte, was mich wirklich in den nächsten Minuten erwartete.

Am Boden gruben sich meine Finger in das feuchte Gras. Das Gelände führte ein wenig bergab, und das nasse Gras machte es leicht rutschig.

Geduckt huschte ich weiter. Der Buschgürtel deckte mich zu Tokata hin.

Dann erreichte ich eine freie Rasenfläche. Sie mußte ich überqueren und würde auf die gewundene Treppe stoßen, die zum Eingangsportal führte.

Aber das war nicht der Sinn der Sache. Auf der Treppe hätte man mich zu leicht gesehen.

Zudem schienen wirklich alle Pfleger mobilisiert zu sein. Sie stürmten aus dem Haus. Ich zählte acht Männer in ihren hellen Anzügen.

Trotzdem lief ich auf die Treppe zu und ging hinter einer Säule in Deckung.

Die Pfleger verteilten sich. Ein Mann gab lautstark Anweisungen, und die Männer begannen, den Park abzusuchen. Plötzlich flammten auch Scheinwerfer auf. Ihre hellen Bahnen durchschnitten das Grau der Morgendämmerung, und ich sah, wie die feuchten Nebelwolken innerhalb der Lichtlanzen umherwallten.

Der Typ, der seine Anweisungen gegeben hatte, blieb auf der Treppe zurück.

Für mich eine gute Chance.

Ich setzte in diesem Augenblick alles auf eine Karte, verließ meine Deckung und lief auf den Mann zu.

Er sah mich und nahm eine gespannte Haltung an. Er sah aber nicht meine Beretta, die ich in der Hand hielt, weil ich den rechten Arm eng an den Körper gepreßt hatte.

Bevor er irgend etwas unternehmen konnte, stand ich neben ihm.

Und dann schaute er in die Mündung der Waffe.

Der Mann erstarrte.

Ich lächelte ihn kalt an. »Okay, Freund, du kannst es dir aussuchen. Willst du Ärger, oder kommen wir friedlich miteinander aus?«

»Friedlich«, sagte er.

»Um so besser.«

»Wo steckt Mondo?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ich dachte, wir hätten uns geeinigt?«

Er verzog das Gesicht. »Ehrlich, ich weiß es wirklich nicht. Es gab

Alarm, und dann tritt automatisch ein Plan in Kraft, das ist alles. Sie müssen mir glauben.«

Das nahm ich ihm sogar ab. Trotzdem konnte er etwas für mich tun. »Wie komme ich in den Keller?«

Er deutete dorthin, woher ich gekommen war.

»Nein, ich will einen anderen Weg nehmen.«

Der Pfleger wollte anfangen zu lügen, doch als er meinen Blick sah, änderte er seine Meinung. »Wir müssen aber um das Gebäude herum.«

»Das ist mir egal. Los jetzt. Denken Sie immer daran, was ich in der Hand halte.«

»Ist ja nicht zu übersehen.«

Wir hatten bisher nicht im Licht des Scheinwerfers gestanden und wollten auch während unseres kleinen Spaziergangs nicht in den Strahl geraten.

Das sagte ich dem Pfleger mit deutlichen Worten.

»Schon klar«, meinte er.

Wir verließen die Treppe. Der Rasen dämpfte unsere Schritte bis zur Geräuschlosigkeit. Hintereinander marschierten wir her. Der Pfleger hatte seinen Kopf in den Nacken gezogen. Ich sah seine gewaltigen Oberarmmuskeln. Er hatte bestimmt Routine darin, widerspenstige Typen zur Räson zu bringen.

Wir durchquerten eine kleine Mulde, die uns der Sicht vom Haus her entzog.

Dann erreichten wir einen schmalen Weg, der im Bogen unter den Ästen einer alten Platane herführte und auf die Rückseite des Gebäudes hinlief.

Ich sah auch ein Hinweisschild, das für die Proviant- und Materialfahrer gedacht war.

Der Weg endete auf einem kleinen Platz, wo die Wagen abgeladen werden konnten.

Eine Außentreppe führte zu einer Kellertür hinunter.

»Da müssen Sie rein«, sagte der Pfleger.

»Okay, Sie gehen vor!«

Er zögerte noch. »Haben Sie sich überhaupt Chancen ausgerechnet?«

»Das lassen Sie mal meine Sorge sein.«

»Ich meine ja nur.« Er trottete los.

Seinen Kopf hielt er gesenkt, es schien, als hätte er aufgegeben.

Ich war vorsichtig. Und gut, daß ich achtgab, denn kaum hatte der Knabe die dritte Stufe erreicht, da wirbelte er auf der Stelle herum und griff mich trotz der Beretta an.

Eiskalt zog er seine rechte Faust von unten nach oben hoch, wollte mir die Waffe aus der Hand hämmern, doch mein Fuß war schneller.

Er traf ihn wie ein Rammbock.

Der Kerl riß die Arme hoch, als wollte er mit den Fingern den

Himmel greifen, was ihm natürlich nicht gelang. Dafür stürzte er die Treppe hinunter.

Es war ein schwerer Fall, und ich hatte wirklich Angst, daß er sich etwas brechen würde, doch meine Befürchtung bewahrheitete sich nicht. Er hockte stöhnend auf dem Boden und wischte sich einen schmalen Blutstreifen von der Oberlippe.

»Das hätten Sie sich sparen können«, fuhr ich ihn an. »Hoch jetzt!«

Er stützte sich an der Mauer ab und kam jammernd auf die Beine.

Ich deutete mit der freien Hand auf die Holztür. »Da hinein!«

Er mußte erst einen Schlüssel hervorholen, mit dem er aufschloß.

Er verschwand in einem stockdunklen Keller, und ich blieb immer hinter ihm.

Gerade als ich den Keller betrat, hörte ich Schüsse. Dem Klang nach mußten sie vor der Anstalt aufgepeitscht sein. Es war kein dumpfes Wummern, sondern ein trockenes Bellen, wie bei einer Beretta.

Sollte ich Unterstützung bekommen haben?

Freiwillig knipste der Pfleger das Licht an. Eine trübe Birne erhellte den Keller.

Hier lagerten wirklich Vorräte. Ich sah auch eine Rutsche, wie man sie für Bierfässer benutzt, wenn diese nach unten gerollt werden. Sie endete vor einem Fensterschacht.

Ohne daß ich ihn extra dazu auffordern mußte, setzte der Mann seinen Weg fort. Wir passierten gewaltige Holzkisten und auch Kartons, die, sorgfältig gestapelt, bis zur Decke reichten.

Vor einer weiteren Tür machte der Pfleger halt.

»Wo geht es danach hin?« wollte ich wissen.

»In den Keller.«

»Zu Mondo?«

»Ja.«

»Was wissen Sie über ihn?« fragte ich.

»Nichts, gar nichts.« Die Antwort kam zu schnell, um wahr zu sein. Er log, wahrscheinlich wußte er über die schrecklichen Experimente seines Chefs Bescheid.

Er öffnete.

Licht flutete uns entgegen. Helles Leuchtstoffröhrenlicht. Ich schaute an dem Pfleger vorbei in den Keller. Ein schmaler Korridor mündete in einen breiten Gang.

Von jetzt an wußte ich Bescheid.

Mit dem Waffenlauf schlug ich zu. Und diesmal sackte der Pfleger zusammen. Bewußtlos blieb er liegen. Ich zerrte ihn neben einen Stapel Kisten und machte mich allein auf den Weg, um Mondo und Konsorten zu suchen.

Stimmen hörte ich nicht, auch keine Schritte. Ich konnte davon ausgehen, daß die Gänge hier unten ziemlich leer waren. Das

verhinderte eine schnelle Entdeckung.

Ich verließ den Keller und drückte die Tür leise ins Schloß. Meine Beretta hielt ich nach wie vor schußbereit. Auch hatte ich mir das Kreuz vor die Brust gehängt.

Man konnte nie wissen…

Auf Zehenspitzen bewegte ich mich weiter und peilte zuvor in den breiteren Gang hinein, ehe ich ihn betrat.

Leer lag er vor mir.

Dann riskierte ich es.

Dicht an der Wand schlich ich. In diesem Teil des Gebäudes befand ich mich zum erstenmal. Gekämpft hatte ich weiter vorn.

Und da wollte ich auch hin.

Diesmal war ich es, der ihnen die Rechnung diktierte.

Nach wenigen Schritten entdeckte ich links eine Nische. Dort führte eine Nottreppe durch einen Schacht nach oben. Der Schacht trug den Schall bis zu mir hin.

Ich vernahm aufgeregte Stimmen und hörte auch ein schrilles Kreischen.

Höchstwahrscheinlich waren die Kranken unruhig geworden. So etwas blieb nicht aus.

Noch hatte mich niemand entdeckt, doch ich glaubte einfach nicht, daß mir das Glück auch weiterhin treu bleiben würde.

Eine Tür hielt mich auf.

Ich öffnete sie nur wenig.

Durch den Spalt peilte ich abermals in einen kleinen Korridor.

Allerdings stand dort, nur wenige Schritte von der Tür entfernt, eine Luke im Boden offen.

Warum?

Das interessierte mich brennend. Nachdem ich mich davon überzeugt hatte, daß die Luft rein war, schlich ich los und blieb neben der Luke stehen.

Ich schaute in die Tiefe.

Eine Holzleiter endete auf einem Betonboden. Und dort unten mußte der Gang herlaufen, den ich bereits kannte. Himmel, war das ein verwinkeltes Gebäude.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als die Leiter hinunterzuklettern, falls ich Erfolg haben wollte. Und so stieg ich vorsichtig Stufe für Stufe hinab.

Schon auf der Hälfte der Treppe sah ich, daß ich mich nicht getäuscht hatte.

Auf dem Boden lag der Typ, den ich überfahren hatte. Inmitten von Glassplittern und mit seltsam verdrehtem Kopf.

Die letzten drei Stufen sprang ich hinunter und blieb stehen, um die Lage zu orten.

Schräg vor mir befand sich der Raum, in dem ich gegen die vier Monster gekämpft hatte. Das Labor und Arbeitszimmer mußten sich also in meinem Rücken befinden.
Ich drehte mich um.
Und ich sah die Tür.
Ja, durch die war ich beim erstenmal geführt worden.
Innerlich spürte ich das Fieber, das mich gepackt hielt. Ich hatte es ja nicht nur mit einem Gegner zu tun, sondern mit mehreren.
Denn ich rechnete fest damit, daß Dr. Tod und Lady X auch mit von der Partie waren.
Zum Glück befand sich Tokata nicht in der Nähe. Gegen ihn konnte ich nichts ausrichten. Auch nicht mit meinem Kreuz, denn diese für mich so wertvolle Waffe entstammte einer völlig anderen Mythologie. Ich wollte auch Dr. Tod meinen Bumerang abnehmen, den er auf der verfluchten Insel so triumphierend hochgehalten hatte.
Drei Schritte trennten mich noch von der Tür.
Da wurde sie aufgestoßen.
»Okay, Doktor, wir werden das regeln. Wir…«
Zwei Pfleger standen mir plötzlich gegenüber. Sie waren ebenso geschockt wie ich, vielleicht eine Idee stärker, denn ich ließ sie in die Mündung meiner Beretta blicken.
»Keinen Laut!« drohte ich.
Sie schluckten. Die Farbe wich aus ihren Gesichtern. Mit meinem Auftauchen hatten sie sicherlich nicht gerechnet.
Ich hätte mir natürlich den Weg freischießen können, aber vor mir standen Menschen, keine Monster.
Ich schlug zu.
Der Waffenlauf traf den Hals des ersten Pflegers. Der Mann gurgelte, taumelte zurück und fiel gegen den Türpfosten. Dort verdrehte er die Augen und sackte in die Knie.
Der Weg war frei, denn mit dem anderen wollte und konnte ich mich nicht beschäftigen. Ich hatte einen Blick in den Raum hineinwerfen können und sah Dr. Tod.
Auch er war erstaunt. Dann verzerrte sich sein Gesicht voller Haß.
»Sinclair!« gurgelte er.
Mondo, der mit einer schwarzhaarigen Frau zusammen vor einem offenen Schrank gestanden hatte, wirbelte ebenfalls herum und stieß einen Fluch aus.
Ich blieb stehen. »Keiner rührt sich!« peitschte meine Stimme.
Und dann bekam ich einen Schlag in den Rücken. Verdammt, der zweite Pfleger!
Ich hatte ihn nicht sehen können. Plötzlich wurde mir die Luft knapp, ich versuchte zu atmen, aber es ging nicht. Mein Gesicht verzerrte sich voll unendlicher Pein, ich stolperte vor, wollte den rechten Arm

heben, doch er war plötzlich schwer wie Blei.

Ich bekam die Beretta einfach nicht hoch.

Die Gesichter der beiden Männer verschwammen vor meinen Augen zu teigigen, dämonischen Fratzen. Übergroß wurden ihre Köpfe, und ich hörte das häßliche Lachen.

Dann fiel ich zu Boden.

Auch diesen Fall merkte ich bis in den letzten Gehirnwinkel. Er löschte mein Bewußtsein zwar nicht aus, aber er versetzte mich in den Zustand zwischen Wachen und Träumen.

Den Tritt in die Seite merkte ich kaum.

»Weg von ihm!« hörte ich Dr. Tods Stimme. Dann wandte er sich an die Frau. »He, Lady X, jetzt hast du ihn. Jag ihm das Blei in den Körper, damit er endlich stirbt. Ich will kein großes Aufhebens mehr um diesen Bastard machen!«

Das war ein glattes Todesurteil!

Und ich lag auf dem harten Boden und konnte nichts dagegen unternehmen.

Sie hatten mich geschafft.

»Dreh ihn um!« vernahm ich Pamela Scotts haßerfüllte Stimme.

»Ich will in sein Gesicht sehen, wenn ich schieße!«

Rauhe Hände packten mich und schleuderten mich auf den Rücken. Auf einmal konnte ich wieder etwas klarer sehen. Deutlich erkannte ich die handliche Maschinenpistole, die Lady X in ihren Händen hielt. Daß sie damit umgehen konnte, hatte sie als Terroristin genügend bewiesen.

Sie senkte die Waffe.

Dr. Tod und auch Marvin Mondo traten neben die Frau und rahmten sie ein.

»Wie lange habe ich auf diesen Tag gelauert!« keuchte Solo Morasso alias Dr. Tod. »Wie lange!«

»Willst du es nicht selbst machen?« fragte die Scott und warf mit einem Ruck ihre lange Mähne zurück.

»Nein, ich schaue zu!«

»Okay.«

Sie trat einen halben Schritt zurück, damit sie einen besseren Schußwinkel hatte.

Im nächsten Augenblick würde die Sekunde meines Todes, vor der ich immer solch große Angst gehabt hatte, da sein.

Und diesmal gab es keinen, der mir half. Vielleicht waren Bill und Suko in der Nähe oder auch Jane, denn ich hatte das Peitschen einer Beretta vernommen, doch woher sollten sie wissen, wo ich mich befand?

Sie konnten mir gar nicht helfen, selbst wenn sie es gewollt hätten.

Es war grausam…

»Jetzt!« sagte die Frau.

Und da mischte sich Mr. Mondo ein. »Halt!« rief er und stieß die Frau an. Sie hatte aber schon abgedrückt. Eine Feuergarbe spie aus der Mündung, die Kugeln hackten in den Boden und surrten als Querschläger davon.

Eine zertrümmerte die Scheibe eines Glasschranks. Zwei weitere zerstörten ein Gewirr von Kabeln. Blitze zuckten auf, und augenblicklich roch es nach verschmortem Gummi.

»Bist du wahnsinnig!« fuhr Lady X den Mann an. Sie wollte herumschwenken und die Waffe wieder auf mich richten, doch Mondo stellte sich vor mich und breitete die Arme aus.

»Ich habe einen anderen Vorschlag«, sagte er.

»Und welchen?« fragte Dr. Tod hart, dem die Entwicklung ebenfalls nicht gefiel.

»Ich habe euch doch von meinem Serum erzählt.«

Sekundenlang breitete sich Schweigen aus. Und plötzlich begannen Lady X und Dr. Tod zu lachen.

»Ja«, schrie die ehemalige Terroristin, »das ist eine Idee. Teufel, die ist gut!«

Ich aber erschrak bis ins Mark. Dann lieber den Tod, als sich zum Werwolf machen zu lassen.

»Hol es!« befahl Morasso und rieb sich die Hände, während er mich betrachtete. »Zum letztenmal als Mensch, Sinclair. Bald wirst du ein Werwolf sein und auf die Jagd nach Opfern gehen. Du wirst Blut brauchen und dafür töten und morden. Und wir werden dir dabei zusehen. John Sinclair ein Werwolf! Wahrlich, darauf bin selbst ich nicht gekommen. Das ist ja besser als eingefroren.« Er lachte hohl.

Mondo kam zurück. Diesmal hielt er die fertige Spritze bereits in der rechten Hand. Die Augen hinter seiner Brille funkelten. »So bekomme ich doch noch Ersatz für den, den du umgebracht hast.«

Ich merkte gar nicht, daß er plötzlich besser informiert war als zuvor, ich versuchte meine Kräfte zu sammeln, doch der Schlag war einfach zu hart gewesen.

Ich schaffte es nicht.

»Das Kreuz muß weg!« sagte Mondo.

Die Scott nickte, bückte sich, streifte mir die Kette über den Kopf und schleuderte das wertvolle Kreuz in eine Ecke des Raumes. *Sie* konnte es anfassen, denn sie war kein Dämon.

»Alles klar?« fragte Solo Morasso.

Mondo nickte.

Und die Scott hielt mich mit der Maschinenpistole in Schach, ihrem Lieblingsspielzeug.

Marvin Mondo bückte sich.

Dann stieß er blitzschnell zu. Er rammte die Spitze durch meine

Kleidung, ich spürte einen schmerzhaften Stich im linken Arm und sah, wie Mr. Mondo sämtliche Flüssigkeit aus dem kleinen Zylinder preßte.

Im nächsten Augenblick verschwamm alles vor meinen Augen…

ENDE des ersten Teils